OLZ

XLI / 5 MAI 1938

Das Alter der Induskultur-Siedelung in Mohenjo-Daro.

Von Max Semper.

Mehrfachen Einwendungen zum Trotz wird nach wie vor als erwiesen erachtet, daß das Alter der zur Induskultur gehörigen Siedlungen von Mohenjo-Daro und Harappa, wie es seitens des Entdeckers geschah, in das dritte Jahrtausend vor Chr. zu setzen sei. Es mag hier gestattet sein, demgegenüber einen Auszug aus einer umfangreicheren Arbeit, die zur Zeit nicht veröffentlicht werden kann, vorzulegen und auf einige Tatsachen metallurgischer und gießereitechnischer Art hinzuweisen, deren Kenntnis ich freundlichen Mitteilungen meiner hüttenmännischen Kollegen an der technischen Hochschule zu Aachen verdanke, und die das Alter dieser Siedlungen, nicht jedoch die Entstehungszeit der Induskultur selbst, in die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends zu verlegen zwingen und somit in die Nähe der arischen Einwanderung rücken.

Ein Gußwerk wie die Bronzestatuette der nackten Tänzerin[1] setzt eine geschulte Gießereitechnik voraus und ist deshalb kaum vorstellbar in einem äneolithischen Zeitalter, das erst begann, über die Behandlung des Kupfer- und Bronzegusses Erfahrung zu sammeln. Allerdings haben die ältesten Königsgräber zu Ur, der Mitte des vierten Jahrtausends zugehörig, bereits kleine Tierbilder geliefert, welche gießereitechnisch der Statuette von Mohenjo Daro gleichwertig oder gar überlegen scheinen, aber sie bestehen aus Silber oder Elektron, aus Metallen, die hüttenmännisch leichter zu gewinnen und gießereitechnisch unschwer zu behandeln sind. Noch für den etwa ein halbes Jahrtausend jüngeren Tempel von Al'Ubaid wurden die größeren Metallstücke durch einigermaßen rohe Treibarbeit geformt und nur die kleineren, die aller Vorsprünge und röhrenartigen Formteile entbehrten, sind gegossen. Bronze, technisch noch schwerer zu behandeln als Kupfer, kommt in Al' Ubaid überhaupt nicht vor. Vielmehr treten in Vorderasien Gußwerke, die technisch der Tänzerinstatuette von Mohenjo-Daro nahekommen, ohne ihr gleichwertig zu sein, erst im Beginn des zweiten Jahrtausends, um 1700 vor Chr. auf.

Technische Fortschritte beruhen vor allem auf technischer Erfahrung, sind also selbst in der Gegenwart eine Funktion der Erfahrungsgelegenheit und der Erfahrungsdauer. Besonders hohe technische Begabung kann wohl solche Bedingtheit wettmachen, aber es besteht kein Grund, den Metallgießern von Mohenjo-Daro darin eine Überlegenheit zuzuschreiben, denn, wie die von ihnen gefertigten Kupferwerkzeuge dartun, standen sie in technischer Gewandtheit zurück gegen die sumerischen. Den dermalen höchsten Stand der Bronzegußtechnik wird man also im Bereich der Zinnerzlagerstätten der armenischen Berge und des alarodischen, technisch und besonders metallurgisch hochbegabten Volkstums suchen müssen, eben in den Gegenden, aus welchen die Metallarbeiter von Mohenjo-Daro die Bronze oder wenigstens das Zinn bezogen haben. Lagerstätten dieses letzteren Metalls, seit Jahrtausenden mit besonderem Eifer aufgesucht und ausgebeutet, sind verhältnismäßig so selten, daß in dieser Beziehung ein Zweifel nicht wohl möglich ist. Auf einem langen und schwierigen Transportweg über Land — denn auf Schiffahrtsbetrieb verweist nichts unter den Funden von Mohenjo-Daro — mußte das Zinn herbeigeschafft werden, war also selten und teuer. Es ist dann selbstverständlich, daß für das Alltagsbedürfnis ein in der Nähe gewinnbares, wenn auch unreines und minderwertiges Kupfer oder sogar Stein herangezogen wurde. Die ersichtlich vorhandene Gewandtheit der Metall- und Bronzetechnik kann nicht erst im Indusgebiet erworben sein, sondern es bleibt nur der Schluß, daß sie von einer erobernd eingedrungenen Herrenschicht aus deren Heimat, eben dem alarodischen Gebiet Nordwestirans und dessen Umgebung, fertig mitgebracht wurde, wo sie aber erst um die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends auf dieser Höhe bestand. Es war also die Kultur dieser Siedlungen, stratigraphisch angesehen, nicht äneolithisch, sondern voll-bronzezeitlich, aber infolge der besonderen Daseinsbedingungen wieder epi-äneolithisch geworden[1].

Die Induskultur selbst bestand nach den

1) John Marshall, Mohenjo Daro and the Indus civilisation. 1931. T. 94, Abb. 6—8.

1) Menghin, Weltgeschichte der Steinzeit. 1931. S. 84.

im babylonischen Bereich gefundenen Zeugnissen bereits in vorsargonischer Zeit, begründet von einem gleichfalls aus Iran eingewanderten Volkstum von vermutlich Sumerer-verwandter Rasse. Die ihren älteren Stufen zugehörigen Siedlungen sind noch unbekannt und liegen vielleicht in unerreichbaren Tiefen des Indusschwemmlandes (vielleicht auch im Bezirk der Helmentmündung oder sonst in seitdem völlig vertrockneten und verwüsteten Teilen Irans ? ?) begraben. Die Geschichte dieser Kultur ist unbekannt, wird aber vermutlich die Aufnahme und geistige Verarbeitung von völkisch anders bestimmten Gedankenelementen, insbesondere der aus urindisch-weddider Geisteswelt entstammten und die Tönung des heutigen Hinduismus wesentlich mitbestimmenden zum Inhalt gehabt haben. Die alarodisch-„kaukasischen" Einwanderer vorarischer Zeit, für deren Volkstumsbestimmung sich noch weitere bestätigende Befunde anführen lassen, übernahmen die bei den Unterworfenen vorgefundene Kultur; als eine von ihnen stammende Zutat darf man wohl die unter den Siegeln auftretenden, absonderlich ungeschickt gezeichneten „Mischwesen" ansehen[1], denn wo sich in Vorderasien sonst Spuren dieses Volkstums bemerkbar machen, da stellen sich stets auch gleichzeitig derartige Gebilde ein. Den andern, so sicher und naturalistisch wahrheitsgetreuen Zeichnungen der (in ihren Typen seit vorsargonischer Zeit unveränderten, also gleich Hieroglyphen, Buchstaben und heraldischen Wappenbildern stereotyp gewordenen) Siegel der Induskultur stehen jene Phantasiegebilde als etwas rassenpsychologisch unvereinbar Fremdes gegenüber.

Die arischen Eroberer hatten demnach nicht mit einer seit langen Jahrhunderten stagnierenden, sondern mit einer sehr lebendigen Kultur ihrer Untertanen sich auseinanderzusetzen, und so ist es wenig erstaunlich, daß sie so bald und so wesentlich von dieser beeinflußt wurden. Es dürfte beachtenswert sein, daß gelegentlich im Rig-Veda (VII, 18, 16) die Gegner bezeichnet werden als „die freche Schar des Mannes, die Opfer trinkt", und daß in Mohenjo-Daro viele Belege für einen in Bädern, Libationen und Trinkzeremonien bestehenden Kultus gefunden sind[2]. Auf der andern Seite war der indoarische und ostiranische[3] Somaritus entschieden selbst ein kultisches Trinkzeremonial; die dazu gehörige Pflanze mußte von nichtarischen Nachbarvölkern gekauft werden[1], also dürfte doch wohl auch das Zeremonial selbst von diesen Nachbarvölkern übernommen sein, und es drängt sich der Gedanke auf, daß diese zu den Trägern der Induskultur gehört haben möchten. Aus verschiedenen Gründen kann solcher Vermutung, die auf eine bereits in rigvedischer Zeit geschehene Kulturkreuzung zwischen indischen Ariern und Vorariern lauten würde, hier nicht weiter nachgegangen werden. Nur sei noch angemerkt, daß nach den archäologischen Tatsachen, die ganz neuerdings durch R. v. Heine-Geldern hervorgehoben sind[2], die Indoarier entweder selbst in ihren früheren nordwestiranischen Wohnplätzen von ihren „kaukasischen" Untertanen und Nachbarn mancherlei Kulturelemente aufgenommen hatten, oder daß bei dem Vorstoß nach Osten, wie das bei allen Völkerwanderungen zu geschehen pflegt, Nachbarstämme anderen, hier also „kaukasischen" Volkstums mitgerissen worden sind. Beides war geeignet, einen Kulturaustausch trotz aller Feindschaft zwischen der letzteingedrungenen Erobererschicht und ihren Vorgängern zu erleichtern.

1) Marshall, l. c. T. 112, Abb. 376—381, 385, 386.

2) Vgl. die massenhaft vorgefundenen Becher. Marshall, l. c. S. 75f., 292, 296, 299.

3) Max Semper, Zur Rassengeschichte der Indogermanen Irans. Germanen und Indogermanen. Festschrift für Hermann Hirt. 1936. I, S. 350.

1) A. Hillebrandt, Vedische Mythologie. Bd. I. 1927. S. 247, 258 und sonst.

2) R. v. Heine-Geldern, Die Wanderung der Arier nach Indien in archäologischer Betrachtung. Forschungen und Fortschritte. 1937. S. 307ff.

Besprechungen.

Allgemeines.

Bauer, Prof. Hans: **Der Ursprung des Alphabets.** Leipzig: J. C. Hinrichs 1937. (45 S., 16 Abb. auf 13 Taf.) 8^0 = Der Alte Orient. Gemeinverständliche Darstellungen, hrsg. von der Vorderasiatisch-Ägyptischen Gesellschaft. 36. Bd. Nr. 1/2. RM 2.60. Bespr. von Johannes Friedrich, Leipzig.

Dieses nachgelassene Schriftchen des viel zu früh verstorbenen Hans Bauer, das Otto Eißfeldt pietätvoll herausgegeben hat, unterrichtet einen größeren Leserkreis in knapper, aber trotzdem umfassender und höchst lehrreicher Form über die Ansichten, die H. Bauer in seinen letzten Lebensjahren von den viel erörterten Problemen der Entstehung „des Alphabets", d. h. der semitischen Buchstabenschrift, hatte. An diesen Problemen war H. Bauer seit Bekanntwerden der neuen und von ihm mit entzifferten Keilschrift von Ras Schamra in hohem Grade interessiert, und die Frucht dieser Studien legt er in diesem Büchlein vor.

Das kleine Werk ist aber nicht nur ein Hilfsmittel zur Orientierung für weitere Kreise, es

enthält auch eine Anzahl neuer Gedanken, die für den Forscher auf schriftgeschichtlichem Gebiete von ausschlaggebender Wichtigkeit sind und in denen sich der Rezensent mit dem Verewigten vollkommen einig fühlt. Sie seien hier in den wesentlichen Punkten zusammengestellt:

1. Es genügt nicht, daß wir die äußeren Formen der Schriftzeichen mit solchen anderer Schriften vergleichen, sondern wir müssen ebenso sehr auf den geistigen Hintergrund der Schrift, die „innere Schriftform" oder, wie H. Bauer sagt, das „Schriftprinzip", achten. Dieser vom Rezensenten wiederholt betonte Gesichtspunkt[1], wird hier zum ersten Male in der schriftgeschichtlichen Forschung weitgehend ausgewertet.

2. Das Prinzip der semitischen Buchstabenschrift kann wegen ihrer Vokallosigkeit nirgendwo als in Ägypten gesucht werden. Diese Ansicht war schon von anderen geäußert worden, wird hier aber zum ersten Male in einer recht klaren und einleuchtenden Form einem weiteren Kreise vorgeführt.

3. Den äußeren Zeichenformen kommt für die Erforschung des Ursprungs der Schrift nicht die überragende Bedeutung zu, die ihnen die meisten früheren Forscher beigelegt haben, als sie die phönizische Schrift rein nach der äußeren Ähnlichkeit einzelner Zeichenformen bald an die, bald an jene unter den älteren Schriften des östlichen Mittelmeeres anknüpfen wollten. Vielmehr können die äußeren Zeichenformen — und damit berührt sich H. Bauer wieder aufs engste mit Gedankengängen, die der Rezensent soeben in ZDMG 91 (1937) S. 339 ff. geäußert hat — auch ganz willkürlich entstehen. Dafür bringt der Verfasser, allerdings nicht erschöpfend, Belege aus allerlei anderen Schriften bei. Dankenswert ist dabei die Verwertung der neuerfundenen Somalischrift, die Cerulli im Oriente Moderno 12 (1932) S. 212f. behandelt hat, die aber in die schriftgeschichtlichen Bücher von H. Jensen[2] und Diringer[3] noch keinen Eingang gefunden hatte. Der Verfasser nimmt also auch für die phönizische Buchstabenschrift willkürliche Schaffung der Zeichenformen an.

Natürlich können in dem Büchlein nicht alle Fragen gelöst werden, die sich an den Ursprung des Alphabets knüpfen. So bleibt nach wie vor das allerdings schwierige Problem bestehen, wie die Einführung der in den semitischen Schriften, abgesehen von Ansätzen, noch fehlenden, in der griechischen Schrift dagegen schon voll ausgebildeten Vokalzeichen vor sich gegangen ist. Ebenso war H. Bauer noch im Zweifel darüber, in welchem zeitlichen Verhältnis die phönizische Buchstabenschrift und die Keilschrift von Ras Schamra zueinander stehen.

1) Archiv für Schreib- und Buchwesen NF. 2 (1935) S. 8—18; ZDMG 91 (NF. 16, 1937) S. 319 bis 342.

2) Die Schrift in Vergangenheit und Gegenwart. Glückstadt und Hamburg [1935].

3) L'Alfabeto nella Storia della Civiltà, Florenz 1937.

Neugebauer, P. V.: Hilfstafeln zur technischen Chronologie. Kiel: Verlag der Astronomischen Nachrichten 1937. (II, 80 S.) 4° = Abdruck aus Astronomische Nachrichten, Bd. 261. RM 8.—. Bespr. von E. Mahler, Budapest.

Die hier genannten Hilfstafeln sollen den Zweck haben, Daten verschiedener Ären auf solche der christlichen Ära zurückzuführen, also Historikern, die bei ihren Untersuchungen und Studien auf Daten verschiedener Ären stoßen, eine Handhabe zu bieten, diese in leichter Weise auf die entsprechenden Daten der christlichen Ära zurückführen zu können. Schon vor mehr denn 50 Jahren (1883) ist ein ähnliches Werk unter dem Titel: „Hilfstafeln für Chronologie" von Robert Schram als Sonderabdruck aus dem XLV. Bande der Denkschriften der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien erschienen. Da aber dieses Werk im Buchhandel kaum mehr zu haben ist, war es ein dankenswertes Unternehmen von seiten des Verlages der Astronomischen Nachrichten, den Büchermarkt mit einem entsprechenden Hilfswerk zu bereichern. Zu bedauern ist nur, daß bei der Ausführung dieses Werkes nicht auch der Rat eines historisch-chronologischen Fachmannes herbeigezogen wurde, denn so manches, was dem Astronomen in klarer Weise niedergelegt erscheint, ist dem der Astronomie fernstehenden Historiker nicht so leicht begreiflich, für den doch solche Hilfstafeln geschaffen sein sollen.

Dies war ja eben der Grund, warum im Jahre 1854 Wüstenfeld im Auftrage und auf Kosten der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft seine „Vergleichungstabellen der mohammedanischen und christlichen Zeitrechnung" herausgegeben hat, die dann im Jahre 1926 in neuem Gewande erschienen sind. Diese Tafeln geben für den 1. Tag eines jeden Monates der mohammedanischen Zeitrechnung (vom Jahre I bis zum Jahre 1500 der Hedschra, d. i. bis 2076/7 n. Chr.) das entsprechende Datum der christlichen Zeitrechnung mit Hinzufügung des entsprechenden Wochentages. Und eben diesem Prinzipe entsprechend sind auch die in meinem „Handbuch der jüdischen Chro-

nologie" gegebenen „Vergleichungstabellen der jüdischen und christlichen Zeitrechnung" durchgeführt. Und dies ist eben der Grund, warum ich — bei aller Anerkennung, die den Hilfstafeln Neugebauers gezollt werden muß — dem praktischen Gebrauch dieser Tafeln mit einer gewissen Skepsis entgegensehe. Der Historiker oder Philologe ist eben viel zu wenig rechnerisch geschult, um derartige Tafeln — wie sie von seiten der Astronomen geboten werden — nutzbringend verwerten zu können.

Dem Polyhistor und den Bibliotheken werden sie aber jedenfalls sehr nützliche Dienste leisten, denn hat sich ein Forscher mit dem ihm nötigen Teile dieser Tafeln vertraut gemacht, dann werden diese ihm zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel werden.

Hirt, Prof. Hermann: **Indogermanische Grammatik.** Teil VI: **Syntax I.** Syntaktische Verwendung der Kasus und der Verbalformen. (X, 292 S.) 8°. Teil VII: **Syntax II.** Die Lehre vom einfachen und zusammengesetzten Satz. (XII, 271 S.) 8°. Heidelberg: Carl Winter 1934 und 1937 = Indogermanische Bibliothek, hrsg. von H. Hirt und W. Streitberg †. I. Abt.: Sammlung indogermanischer Lehr- und Handbücher. 1. Reihe: Grammatiken. 13. Bd. VI. u. VII. Teil. RM 11.50, geb. 13.50; RM 12.50, geb. 14.50. Bespr. von E. Hermann, Göttingen.

Von Schleicher an hat sich die Sprachwissenschaft bemüht, die indogermanische Ursprache zu rekonstruieren und die Erscheinungen der Einzelsprachen aus dem Urindogermanischen herzuleiten. Die großartigsten Zusammenfassungen dieser Bestrebungen sind niedergelegt in dem Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen von Brugmann und Delbrück und in dem Vergleichenden Wörterbuch der indogermanischen Sprachen von Walde-Pokorny. Bopps, des Begründers der modernen Sprachwissenschaft, Ziel war höher hinaus gerichtet: die Entstehung der Formen zu ergründen. Dieses Ziel hat in genialer Weise für den Ablaut F. de Saussure aufgenommen. Hirt hat sein Leben darangesetzt, den ganzen grammatischen Bestand der rekonstruierten Ursprache in seiner Entstehung zu deuten. Es läßt sich nicht leugnen, daß er viele Zusammenhänge aufzudecken versucht hat, die von den Sprachforschern bisher nicht beachtet worden waren. Seit 1921 hat er begonnen, sein Lebenswerk in der „Indogermanischen Grammatik" zusammenzufassen. Nach Vollendung der ersten fünf Bände hat er gewissermaßen zur Ergänzung von 1931 bis 1934 drei Bände des Urgermanischen herausgebracht. Mit den vorliegenden beiden Bänden der Syntax hat er seinem großen Werk den Abschluß gegeben. Leider war es ihm nicht mehr vergönnt, sich des fertigen Ganzen zu erfreuen; mitten im Vorwort zum 7. Band hat er die Feder aus der Hand legen müssen.

Die indogermanische Ursprache zu erklären ist eine äußerst schwierige Aufgabe. Schon bei der Rekonstruktion der Ursprache, die wir aus dem Vergleich der indogermanischen Sprachen zu gewinnen suchen, können wir uns nicht vor Fehlern schützen. Die Schwierigkeit der Rekonstruktion beleuchtet von neuem Pisanis Schrift: La ricostruzione dell'Indoeuropeo. Diese rekonstruierte Ursprache erklären zu wollen, läuft ungefähr auf dasselbe hinaus, als wenn man nur aus der Kenntnis des Französischen mit seinen Mundarten das Altfranzösische rekonstruieren und dann erklären wollte, wie dieses rekonstruierte Altfranzösisch aus dem Lateinischen entstanden ist. Der Versuch ist nie gemacht worden, und wenn er von einem gewiegten Sprachforscher unternommen würde, könnte wohl das eine und das andere richtig herausgebracht werden; noch viel häufiger würde er straucheln. Hirt aber glaubt in der glücklichen Lage zu sein, fast alles im Urindogermanischen in seiner Entstehung erklären zu können. Ich habe darum in früheren Jahren mit meiner Kritik nicht zurückgehalten. Da der Verf. nunmehr seine Augen geschlossen hat und sich nicht mehr wehren kann, werde ich mich im folgenden beschränken.

Der sechste Band behandelt die Syntax des Nomens und des Verbums. Der Hauptinhalt ist der: Lokalis, Instrumentalis und Ablativ sind auf einer flexionslosen Form mit lokaler Bedeutung aufgebaut. Die grammatischen Kasus des Nominativ, Genetiv und Akkusativ (dem Dativ wird eine Sonderstellung eingeräumt) führen ebenfalls auf eine flexionslose Form zurück. Die Verbalformen sind aus Infinitiv- und Partizipformen hervorgegangen, die selber wieder Kasus eines Nomens sind. Der Akkusativ in der Konstruktion des A. c. I. ist eine vom Nominativ ursprünglich nicht unterschiedene Form. Der Konjunktiv beruht auf einem thematischen Aorist, der Optativ ist nichts anderes als eine vom Indikativ noch nicht geschiedene, mit -iē- 'gehen' gebildete Form. Im siebenten Band wird der einfache und der zusammengesetzte Satz besprochen. Ich greife daraus den Gedanken heraus, daß die Nebensätze nicht aus nebeneinanderstehenden Hauptsätzen entstanden, sondern der Ersatz von Infinitiv- und Partizip-Konstruktionen sein sollen (der positive Gedanke ist mir nicht recht klar geworden). Für die Wortstellung ist das Leitmotiv, daß allmählich das bestimmende Element, das hinter dem bestimmten stand, immer mehr vor dasselbe tritt.

Ich muß gestehen, daß mir fast keine dieser Lehren auch nur einigermaßen begründet scheint, daß mir vielmehr meist ebensogut das Gegenteil möglich dünkt. Es dürfte wohl jedem selbständig denkenden Sprachforscher so ergehen wie mir, daß er auf Schritt und Tritt in Widerspruch zu dem Verf. gerät. Es ist genau das Gegenteil wie bei den syntaktischen Werken von Wackernagel und Behaghel. Bei beiden hat man das Gefühl sicherster Leitung, der man sich fast in allen Fällen getrost anvertrauen kann. Was beim Verf. so sehr zum Widerspruch reizt, ist, daß er seine sehr luftigen Hypothesen mit der größten Sicherheit vorträgt. Gleichwohl wäre es verkehrt, wollte man die ganzen Probleme beiseiteschieben. Trotz der großen Mängel erkenne ich an, daß Hirt ein sehr großes Verdienst hat: er hat der Indogermanistik neue Ziele gesteckt. In der Rekonstruktion sind, wie es vorläufig scheint, keine allzu großen Lorbeeren mehr zu holen: auch die neuaufgefundenen Sprachen scheinen keine umwälzenden Erkenntnisse in dieser Hinsicht zu versprechen, obwohl manche Einzelheiten, wie die Medialbildung, in ein neues Licht gerückt sind.

Gerade an diesem Punkt z. B. sollte die Forschung auch im Sinne Hirts einsetzen, der merkwürdigerweise die Verknüpfung der r-Formen mit Verbalnomina vernachlässigt hat. Seine eigenen Gedanken führen zum Teil sichtlich in die Irre. Daß in dem -e der zweiten Sing. sequere und des Infinitivs amāre ein altes -ai stecken soll (VI 14), widerspricht durchaus unseren Anschauungen von den lateinischen Lautentwicklungen; die Verbindung mit dem -ī des Passivs (agī), das allerdings aus -ai entstanden sein wird, muß unbedingt aufgegeben werden. In dem -ai der Infinitive einen Lokalis zu suchen (VI 13), statt wie bisher einen Dativ, dem nur die Endung -ei zuzukommen scheint, ist der Beachtung wert (die Rückführung der -ai-Infinitive auf einen Kasus indefinitus oder directivus (VII 104) ist eine Sache für sich). Daß der A. c. I. des Griechischen und Lateinischen vorurindogermanischen Alters sein soll, ist höchst unwahrscheinlich. Hirts beide Hauptargumente dafür sind nicht stichhaltig. Die übliche Erklärung, der Akkusativ sei ursprünglich von einem übergeordneten Verbum abhängig gewesen, hält Hirt deswegen für unmöglich (VI 192), „weil in einer Zeit, in der der Gegensatz zwischen Nominativ und Akkusativ stark ausgebildet war, nun auf einmal der Akkusativ als Nominativ aufgefaßt worden wäre". Dieser Einwand ist hinfällig; wir sagen ja auch: ich lasse ihn das fühlen, wo ebenfalls ihn das Subjekt zu fühlen ist, obwohl wir Nominativ und Akkusativ in er und ihn genau unterscheiden. Syntaktische Umgliederungen sind in der Entwicklung der Sprachen überhaupt an der Tagesordnung; sie sind ja auch die Voraussetzung für die meisten Herleitungen der Formen, die Hirt selbst vornimmt. Auch das zweite Argument ist wertlos: der A. c. I. sei im Griechischen und Lateinischen eine im Aussterben begriffene Konstruktion. Ausgestorben sind sie erst im Mittelgriechischen und Vulgärlateinischen; vorher aber haben sie sich Jahrhunderte hindurch eines recht starken Lebens erfreut.

Es käme ja auch darauf an, einmal Ausdehnung und Rückgang des griechischen und lateinischen A. c. I. statistisch und innerlich genau zu erfassen, was bisher noch nicht unternommen worden ist. Hirt ist allerdings der sonderbaren Meinung, man könne den syntaktischen Problemen mit Sammeln von Stoff nicht beikommen (VI, S. V). Auch glaubt er, daß man von den Einzelsprachen aus nicht zur Beurteilung der urindogermanischen Zustände gelangen könne. Hier liegt die Hauptschwäche Hirts. Er unterschätzt den Wert entsagungsvoller sauberer philologischer Arbeit und setzt an ihre Stelle die Spekulation. Darum kommt es ihm auch nicht darauf an, die von anderer Seite gewonnenen Ergebnisse voll auszuwerten, z. B. in den Aktionsarten, bei denen er immer noch nicht zwischen subjektiven und objektiven Aktionsarten oder, wie ich jetzt mit anderen sage, zwischen Aspekt und Aktionsart scheidet. Was uns wirklich voranbringen kann, ist nur volle Ausbeutung des Gesamtmaterials. Genaueste Durchsicht der Erscheinungen einer Einzelsprache führt zu einer Entwicklungslinie zunächst in dieser Sprache; die Entwicklungslinien aller indogermanischen Sprachen erst geben das sicherste erreichbare Resultat in der Rekonstruktion. Und erst hierauf lassen sich Spekulationen in der Hirtschen Art mit Aussicht auf etwas festere Ergebnisse aufbauen.

Grundsätzlich stellt Hirt gleichlautende Endungen, gleichgültig, wo er sie findet, als gleich hin, z. B. das -ai, das in gr. φέρῃ aus *φέρεσαι, lat. agī und ēgī steckt. Er macht dabei die unbewiesene und unbeweisbare Voraussetzung, daß die Endungen lautlich dieselbe Entwicklung hinter sich haben. Aber wie leicht kann das anders sein! Man denke z. B. daran, daß -en in den neuhochdeutschen Formen den verschiedensten Ursprung aus dem Althochdeutschen hat: Inf. nehmen: neman, sie nehmen: nemant, wir nehmen: nemēm, wir nähmen: nāmīm, sie nahmen: nāmun, den Gästen: gestim, des Hasen: hasin, den Gaben: gebōm, der Gaben: gebōno, den Tagen: tagum, die

Zungen: zungūn usw. Da sollen im Urindogermanischen die gleichen Endungen uns den Gefallen tun, jedesmal denselben lautlichen Ursprung zu haben! Und selbst wenn sie lautlich zusammengehören, braucht ein Bedeutungszusammenhang nicht unbedingt damit verbunden zu sein.

Nur an einem einzigen Beispiel will ich zeigen, daß man die Formen auch ganz anders als Hirt verbinden kann. Der Instr. Pl. hat im Awestischen bei einigen konsonantischen Stämmen die Endung -īš (die man allerdings auch als -ōiš oder noch anders lesen dürfte), was idg. als -īs anzusprechen wäre. Dieses -īs könnte man wiederfinden in den slavischen Instr. Pl. auf -ami, aus -āmīs, vgl. lit.-ōmis, gegenüber dem Sing. auf ǫ aus -ām. So könnte man das -ōis des Instr. Pl. auf den singularischen Instr. mit -ō + -īs zurückführen und -imīs auf den Sing. -imi + īs. Ob diese Verbindungen zu recht bestehen, will ich hier nicht untersuchen.

Hirt hat uns ein Erbe hinterlassen, das dürfen wir nicht vergessen. Aber dieses Erbe muß erst in geduldigster Arbeit gesichtet werden, ehe es verwendbar wird. Seinen glottogonischen Betrachtungen kann man das Großzügige nicht absprechen; er hat stets die großen Linien im Auge und hat neue Ziele aufgesteckt. Aber seine Methode ist zu flüchtig. Er hat neue Probleme wohl gesehen, aber nur die wenigsten davon gelöst. Das Haltbare herauszufinden, wird eine sehr schwere Arbeit für die Zukunft sein. Manche von den Hirtschen Vermutungen wird sich als richtig erweisen und wird auf die Syntax Einfluß gewinnen und an diesen Stellen den Standpunkt Delbrück-Brugmanns umstoßen; denn das wird aus den beiden Bänden der Hirtschen Syntax klar, daß die Herleitung der urindogermanischen Formen von fundamentaler Bedeutung auch für die Syntax ist. Wieviel von dem revolutionär alles umstürzenden Aufbau Hirts später einmal übrigbleiben wird, können wir heute noch nicht sagen; ich fürchte fast: nicht allzuviel. Jedenfalls ist die Hirtsche Syntax nichts für den Außenstehenden; hier kann und darf er sich nicht Aufklärung holen wollen. Für den Sprachforscher dagegen bilden die beiden Bände eine Fundgrube der Anregung.

Schaeder, Hans Heinrich: **Goethes Erlebnis des Ostens.** Leipzig: J. C. Hinrichs 1938. (VIII, 182 S., 1 Faks.) gr. 8°. RM 4 —; geb. 5.50. Bespr. von W. Schubart, Berlin.

Dieses Buch in dieser Zeitschrift anzuzeigen, wäre die Aufgabe oder das Recht eines Orientalisten, denn die Leser werden fragen, wie der Vf. Goethes Beziehung zur Literatur und Dichtung des Ostens darstelle und beurteile, mit Recht, handelt es sich doch wirklich im Kern um Hafis und den Westöstlichen Diwan, worüber nur ein Kenner des Persers etwas sagen darf, nicht ein Laie wie ich. Aber Schaeder fügt diese Untersuchungen in eine Umschau über Goethes geistigen Werdegang ein und ordnet die literarischen Quellen so deutlich der Wahl und der Gestaltungskraft des Dichters unter, daß es nicht allzu kühn erscheint, von diesem Blickpunkte aus das Buch zu betrachten.

Ziel und Mitte bleibt der Westöstliche Diwan; aber zu diesem Höhepunkte führen durch Goethes Leben allerlei Wege. Der Knabe wächst in den Geschichten, mit der Sprache und unter dem Geiste der Heiligen Schrift auf, besonders des Alten Testaments, und wird in jeder Richtung so bibelfest, wie es heute kaum noch begegnet; Luthers Sprache und der Reichtum des A. T. an Bildern wie an Gedanken haben sein Leben und seine Dichtung begleitet und dadurch noch einmal, vielleicht zum letzten Male, den deutschen Geist befruchtet. Goethe lernt Hebräisch und versucht sich an biblischen Stoffen, an der Josephssage, an Belsazar. Bald beginnt er in Aufsätzen, die man theologisch nennen darf, zu Fragen des Glaubens und der Überlieferung das Wort zu ergreifen. Unter Herders Einfluß vertieft sich sein Blick; aber das Erlebnis Italiens lenkt ihn vom Orient auf die „Antike", die er noch als eine griechisch-römische Einheit sah und ergriff. Die alte und nun gereifte Liebe zur Natur drängt ihn zur Naturwissenschaft. Aber unter der Oberfläche rinnt leise und beständig der biblische Quell weiter, bis er im Westöstlichen Diwan und in dem Aufriß der israelitischen Geschichte in den Noten dazu wieder an den Tag tritt. Dagegen hat dem Faust die Gestalt des Moses nichts gegeben, wie Schaeder mit Recht gegen Burdach darlegt.

Neben dem A. T. wirkt schon früh der Islam, vor allem der Prophet Muhammed selbst, und die spärlichen Trümmer des Mahomet-Dramas zeugen noch von der Kraft, die Goethe diesem Gedanken- und Bilderkreise ebenso entnahm wie zuführte. Daß er später Voltaires Mahomet für die Weimarer Bühne bearbeitet, geht nur das Theater und Voltaire an, nicht den Islam und Muhammed; auch darin urteilt Schaeder richtig. Muhammed und der Islam erwachen dem gereiften Goethe im Westöstlichen Diwan. Ferner liegt ihm Indiens Land und Volk; aber wie er bewußt teilnehmend die Erweiterung des Weltbildes im 18. Jahrhundert miterlebt, so sucht er den Zugang zu Kalidasa und baut endlich in der Paria-Legende indische Gestalten und indische Vorstellungen streng und groß-

artig zu einem echt Goetheschen Gebilde auf. Die ausführliche, gedankenreiche, feinfühlige Erläuterung dieses Gedichts ist vielleicht das eigenste und wertvollste Geschenk, das Schaeders Buch uns bringt.

Im hohen Alter wendet sich Goethes Blick nach China: die Chinesisch-Deutschen Jahres- und Tageszeiten sind nicht chinesisch und wollen es nicht sein; der erhabene Greis schaut Natur und Menschen mit einem Auge, das vom Gefühl nicht mehr getrübt aber verklärt ist und kommt aus ähnlichem Erlebnis der Weltschau des gereiften Kulturvolkes nahe.

Im Westöstlichen Diwan fließen die Ströme des Ostens, die Goethes Leben und Werk offen oder verborgen durchziehen, in eins zusammen. Diese Einheit verkörpert sich in der Gestalt des Hafis, nicht allein, weil die beherrschende Idee dieses Werkes, die „höhere Einheit von Sosein und Anderssein, das Wunder eines Verharrens im Wechsel", die höhere Einheit von Sinnenfreude und Vergeistigung in Hafis vorgebildet ist, sondern weil Goethe im Diwan so rein wie wohl kaum in einem anderen Werke sich als Dichter bewußt ist und sich als Dichter bekennt; deshalb kann nur ein Dichter sein Gegenbild, sein anderes Ich werden. Indem Schaeder auf die Lebensansicht und die lyrische Form bei Hafis eingeht, zeigt er im einzelnen, wo die Verwandtschaft mit Goethes Art zu finden ist, aber auch wo sie aneinander vorübergehen, wie weit Goethe den Perser richtig gedeutet oder mißverstanden hat: das „schillernde Widerspiel von Sinnlichem und Übersinnlichem" ist der eigentliche Berührungspunkt. Aber man kann und darf nicht übersehen, daß Goethe der westliche Dichter bleibt und als Geist wie als Dichter hoch über dem östlichen Bruder steht. Zumal im Buche des Paradieses gleiten Ernst mit Heiterkeit, Tiefe des Gefühls und des Glaubens mit leichter Anmut auf den Flügeln der Dichtung in die Ewigkeit Gottes hinein. Da verblaßt auch der Gedanke eines Vergleichs.

Es ist schön, daß ein Orientalist ein solches Buch zu schreiben vermag: wissenschaftlich ernst und reich an Belehrung und zugleich aus echtem Verständnis für Dichtung und Dichter. Was für Hafis und die persische Dichtung daraus zu gewinnen ist, könnte ein Fachmann besser würdigen als ich; wieviel der Verehrer Goethes zu danken hat, darf ich beurteilen und aussprechen.

Ägyptologie.

Edgerton, William F., u. John A. **Wilson: Historical Records of Ramses III.** The Texts in Medinet Habu Volumes I and II. Transl. with explanatory notes. Chicago/Ill.: The University of Chicago Press [1936]. (XV, 157 S.) 4° = The Oriental Institute of the University of Chicago Studies in Ancient Oriental Civilization, No. 12. $ 5 —. Bespr. von A. Scharff, München.

In OLZ 36 (1933) Sp. 292ff. habe ich die beiden großen Tafelbände gewürdigt, in denen die unter H. H. Nelson stehende Expedition des Oriental Institute von Chicago die historischen Bilder und Inschriften Ramses' III. an den Tempelwänden von Medinet Habu in epigraphisch mustergültiger Weise veröffentlicht hat. Neben jenen auf textliche Erläuterungen der Herausgeber fast gänzlich verzichtenden Folianten waren von vornherein Textbände kleineren Formats geplant, in denen das auf den Tafeln gebotene Material wissenschaftlich verarbeitet und nutzbar gemacht werden sollte. Ein solcher Band liegt jetzt in dem anzuzeigenden vor. Edgerton und Wilson, nach Breasteds Tode die berufenen und vorzüglich geschulten Fortsetzer seines Werkes, haben in glücklicher Zusammenarbeit sämtliche Inschriften der beiden Tafelbände ins Englische übersetzt und ausgiebig kommentiert, so daß damit auch jedem Historiker, der das Lesen der Originaltexte scheut, dieses wichtige Material in denkbar zuverlässiger Weise zugänglich gemacht ist. Die Gruppierung des Materials erfolgt nach der Reihenfolge der Tafeln in den Foliobänden, die jeweils der Paginierung gegenüber angegeben sind. So folgen sich der nubische Feldzug, der erste Libyerkrieg, der Krieg gegen die Seevölker mit der Einschaltung der Löwenjagd, der zweite Libyerkrieg, verschiedene Feldzüge in Syrien, schließlich eine Gruppe verschiedener kleinerer Texte, unter denen der "Blessing of Ptah" genannte Text wegen der Bedeutung des memphitischen Gottes im Ramessidenreich von besonderer Wichtigkeit ist.

Daran, daß wir trotz dieser sorgfältigen Bearbeitung unser geringes Wissen um jene teilweise weltgeschichtlich wichtigen Kriege nicht wesentlich vermehren können, tragen natürlich die Herausgeber keinerlei Schuld. Der Stil jener historischen Texte treibt derartigen Phrasenschwall zur Verherrlichung König Ramses' III., daß für eine auch nur bescheidene, sachliche Berichterstattung einfach kein Platz bleibt. So umfaßt z. B. die Übersetzung der Texte des Seevölkerkrieges 14 Seiten, aber nicht einmal die beiden Örtlichkeiten der Land- und der Seeschlacht werden einigermaßen deutlich vor lauter Lobeshymnen auf den ägyptischen Pharao. Es ist wahrhaft erschreckend zu sehen, wie die Phrase am Ende des Ramessidenreiches alles Sachliche erstickt. So wird der Historiker, der sich mit dem für die gesamte Mittelmeerwelt, vor allem für Griechenland, so

bedeutungsvollen Seevölkerkrieg befassen will, immer in erster Linie auf die bildlichen Darstellungen in Medinet Habu angewiesen sein, weniger auf die Texte. Die inhaltliche Unergiebigkeit der Texte, die zudem keineswegs leicht zu nennen sind, läßt die entsagungsvolle Arbeit der beiden Herausgeber in um so hellerem Lichte erscheinen. Die zahlreichen, unter die Übersetzungen gesetzten Anmerkungen zeigen, daß die Bearbeiter jeder sachlichen wie sprachlich bemerkenswerten Frage nachgegangen sind; sie bieten einen ausgezeichneten Kommentar zu den Texten, an dem der Ref. nichts auszustellen wüßte. So sind wir den beiden Herausgebern zu lebhaftem Danke verpflichtet und wollen daran nur die Hoffnung knüpfen, daß es ihnen auch in der jetzigen, schwierigen Zeit vergönnt sein möge, weitere Bände dieser Art herauszubringen, vor allem auch zur archäologischen Verarbeitung des auf diesen Wandbildern dargestellten reichen Materials.

Steckeweh, Hans: Die Fürstengräber von Qâw. Mit Beiträgen von Georg Steindorff und einem Anhang: Die griechisch-römischen Begräbnisstätten von Antäopolis. Von Ernst Kühn und Walther Wolf. Mit einem Beitrag von Hermann Grapow. Leipzig: J. C. Hinrichs 1936. (VIII, 72 S., 3 Abb. im Text, 32 Taf., 7 Pläne.) 4^0 = Veröff. d. Ernst von Sieglin-Expedition in Ägypten, hrsg. v. G. Steindorff, 6. Band. RM 25 —. Bespr. von H. W. Müller, Berlin.

Die Felsenhallengräber der Fürsten des Mittleren Reiches in Oberägypten sind bisher kaum Gegenstand einer bauforscherischen Untersuchung gewesen. Das liegt daran, daß die gut erhaltenen Felsenhallen mit den Darstellungen in Relief oder Malerei viel mehr kultische als architektonische Probleme stellen. Auf die Felsenhallen als den wesentlichen Teil des Grabes beschränkte sich die Aufnahme durch die Ägyptologen. Die bescheidenen Anlagen außerhalb der Felsenräume, der Empfangshof vor der Felsenfassade und der vom Fuß des Berges zum hochgelegenen Grabe hinaufführende Aufweg wurden in manchen Publikationen erwähnt, bildeten aber nie den Gegenstand einer sorgfältigen Untersuchung.

Eine eigenartige reiche Architektur ließen die Vorbauten der Fürstengräber von Gâu (Qâw) im 10. oberägyptischen Gau vermuten:

Vor dem Eingang zu den Felsenhallen sind Terrassen in den Berghang eingearbeitet, auf denen Standspuren von Pfeilern und runde Basen für Säulenstellungen erhalten sind, und Treppen, die zur oberen Terrasse führen. Am Berghang selbst sind Abarbeitungen, Aufschüttungen und Ziegellagen erkennbar, die Spuren von den Aufwegen und Talbauten. Der vielfachen architektonischen Gliederung der Anlagen nach außen entsprach eine reiche Innenausstattung. Eine italienische Expedition, die unter E. Schiaparellis Leitung zum ersten Mal die Gräber freilegte, fand Bruchstücke von Architekturteilen, von Statuen, Reliefs und Malereien, die in ihrer wunderbaren Ausführung und in der teilweise wohlerhaltenen Bemalung zu dem Schönsten gehören, das uns aus der Mittleren Reiche erhalten ist.

Die Fürstengräber von Gâu mußten den Bauforscher anziehen, und es war zu erwarten, daß seine Ergebnisse unsere Anschauung von ägyptischer Architektur wesentlich erweitern würden. Im Winter 1913/14 hatte die Ernst von Sieglin-Expedition unter G. Steindorffs Leitung am Berghang von Gâu Ausgrabungen unternommen, die sich auf die Fürstengräber des Mittleren Reiches und die benachbarten Nekropolen der Spätzeit erstreckten. Diese Arbeiten blieben unvollendet. Im Jahre 1929 hat Hans Steckeweh die Untersuchung an den Fürstengräbern weitergeführt und die noch offenen Fragen durch Nachschürfungen geklärt. Die Ergebnisse legt er im 6. Bande der Veröffentlichungen der Sieglin-Expedition in einer abschließenden Bearbeitung vor. Die Pläne I—VI, die am Schluß des Bilderteils diesem Werk eingefügt sind, fassen die Ergebnisse auf das Anschaulichste zusammen: der Plan, Längs- und Querschnitt der Anlage in ihrem heutigen Zustande auf der einen Seite stehen die entsprechenden Rekonstruktionen in demselben Maßstabe auf der anderen gegenüber. Der Text, durch einige Aufnahmeskizzen ergänzt, schildert zuerst den ursprünglichen Zustand der Anlage und rechtfertigt dann die Rekonstruktion durch eine genaue Beschreibung des baulichen Befundes. Am Fuße des Gräberberges liegt der Torbau, eine zum Tal hin offene Säulenhalle, in der der Aufweg zur hochgelegenen Grabe seinen Anfang nimmt. Der Aufweg mündet in den Empfangshof, der zusammen mit der oberen Terrasse mit offener Säulenhalle und der anschließenden Pfeilerhalle den „öffentlichen Teil" der Grabanlage bildet. Die Grundflächen von Hof, Terrasse und Pfeilerhalle sind in den Berghang eingebettet; Pfeiler, Säulen und Bedachung waren aus Werkstein aufgebaut. Die Pfeilerhalle leitet in den „intimen Tempel" über, in die Kulträume mit den Statuennischen, die im Felse angelegt sind. Die Aufeinanderfolge der einzelnen Räume ist bei den drei Fürstengräbern die gleiche. In der architektonischen Ausstattung und Gliederung weichen sie voneinander ab.

In der zeitlichen Folge von dem älteste Grabe (Wahka I.) zur spätesten Anlage (Wah

ka II.) läßt sich eine fortschreitende Entwicklung architektonischer Gedanken erkennen, die der Verfasser als eine Verschmelzung ober- und unterägyptischer Bauideen zu einem neuen einheitlichen Grabtypus erklärt. Oberägyptisch sind die Felsenhallen, die Terrassenanlagen und der Pylon an der Frontseite des Empfangshofes; unterägyptisch die Torbauten am Fuße des Berges und die gedeckten Aufwege, die auf die Pyramidentempel zurückgehen. In der äußeren Anlage Wahkas I. stehen die ober- und unterägyptischen Elemente recht unvermittelt nebeneinander. In der späteren Anlage des Fürsten Ibu wird die innere Gliederung der Räume nach Außen durch den Pylon betont. In der spätesten Anlage Wahkas II. ist der Grundriß wie der Aufriß eine organische neue Einheit, in der die oberägyptischen Züge vorherrschen.

In das Bild, das an Ort und Stelle gewonnen wurde, hat St. die Funde der italienischen Expedition, die noch unveröffentlicht sind, eingefügt. Es ist ein Bild größter Pracht, ein Reichtum an Statuen in Lebensgröße und in überlebensgroßen Maßen, an Reliefs und Malereien wie ihn kein anderes Fürstengrab dieser Zeit bewahrt hat. Es war ein Glück für die Wissenschaft, daß diese außerordentlichen Denkmäler ihre Erforschung und Darstellung durch einen in Ägypten geschulten Bauforscher fanden. Die klare und einfache Darlegung seiner Ergebnisse enthüllt uns eine neue Seite der ägyptischen Architektur.

Die von Steckeweh gegebene Rekonstruktion des „Öffentlichen Teils" der Anlage erinnert an einen Typus der tönernen „Seelenhäuser", die Petrie auf dem gegenüberliegenden Ufer in den Gräbern bei Rifeh als Grabbeigaben fand, unweit von Gâu; die Frage bleibt noch zu klären, ob die leichten Säulenhallen und die Anlage in zwei Stockwerken in Gâu auf den Hausbau in leichtem Material zurückgehen, wie man es für die „Seelenhäuser" aus Ton wohl annehmen darf.

Der Beschreibung der Grabanlagen hat G. Steindorff ein Kapitel über den 10. oberägyptischen Gâu und über die Fürsten von Gâu und ihre Familien vorangestellt. Die zeitliche Aufeinanderfolge der drei Fürstengräber geht aus der Darlegung ihrer baulichen Entwicklung hervor. Schwierig ist ihre Einordnung in den Zeitraum der 12. Dynastie. Auf einer Stele in Stockholm kommen der Fürst Wahka II. und sein Vater Necht vor. Die Stele ist in der Regierungszeit Amenemhets III. errichtet und bietet einen Anhalt, das späteste der drei Fürstengräber in diese Zeit zu setzen. Wenn diese Datierung zu Recht besteht, so bedeutet das, daß die Macht und Selbständigkeit der oberägyptischen Fürsten allein in Gâu nach dem Untergang der Gaufürstenkultur (unter Sesostris III.) noch eine Zeitlang weiterbestanden hat. Leider sind Inschriften in den Gräbern zu spärlich erhalten, als daß aus ihnen Aufschlüsse über diese wichtige Frage gewonnen werden könnten. Das älteste Grab von Gâu (Wahka I.) möchte Steindorff in die Zeit Amenemhets II. datieren. Mir erscheint diese Ansetzung etwas zu früh. Der Denkstein des Fürsten (Taf. 17a), der als Datierungsmittel dient, muß aus stilistischen Gründen — wie St. selbst zugibt — in die zweite Hälfte der 12. Dynastie gesetzt werden. Auch die Statue des Fürsten (Taf. 10 a/b) spricht m. E. für spätere Zeit: die Gesichtszüge erinnern an Bildnisse Sesostris' III. Trotz aller Bemühungen müssen hier noch manche Fragen offen bleiben, bis das gesamte Turiner Material an Fragmenten von Statuen, Reliefs und Malereien veröffentlicht und stilistisch gesichtet ist.

Nach dem Weltkrieg (1923/4) hatte Fl. Petrie die Fürstengräber von Gâu untersucht und Pläne, Rekonstruktionsversuche und einige Funde in einem „Antaeopolis" genannten Bande veröffentlicht, ohne die unveröffentlichten Ergebnisse der früheren Expeditionen zu kennen. Durch die deutsche Veröffentlichung sind seine unvollständigen Planaufnahmen und seine Datierungen überholt. Wertvoll bleiben seine farbigen Wiedergaben der Deckenmuster und die Umzeichnungen der sehr schlecht erhaltenen interessanten Wandmalereien.

In den Aufwegen der Fürstengräber und in ihrer Umgebung wurden während der Kampagne 1913/4 Gräber der Spätzeit aufgedeckt. Die bescheidenen Bestattungen und die aus ihnen stammenden Funde: Stein- und Tonsärge, Amulette, Opfertafeln und Lampen sind von E. Kühn und W. Wolf beschrieben. Den ungewöhnlichen Text vom Sarge eines Petosiris hat H. Grapow übersetzt und interpretiert.

Mit den Fürstengräbern von Qâw findet die Reihe der Veröffentlichungen der Ernst-von-Sieglin-Expedition ihren würdigen Abschluß.

Sander-Hansen, C. E.: **Die religiösen Texte auf dem Sarg der Anchnesneferibre**, neu hrsg. u. erklärt. Kopenhagen: Levin & Munksgaard 1937. (11 S. + 158 autogr. S.) 4°. D. Kr. 30—. Bespr. von H. Bonnet, Bonn.

Anchnesneferibre war eine Tochter Psammetichs II. und versah als Nachfolgerin der Nitokris das Amt des thebanischen Gottesweibes. Ihr Sarkophag wurde in der Nähe des Ramesseums in einem ausgeraubten Schacht

gefunden und befindet sich jetzt im British Museum. Er besteht aus schwarzem Granit und ist mit Texten beschrieben, die in 487 Zeilen Außen- und Innenseiten bedecken. Budge hat sie vor bereits mehr als 50 Jahren in extenso veröffentlicht. Trotzdem haben sie wenig Beachtung gefunden. Und doch sind sie von besonderem Interesse, denn sie unterscheiden sich wesentlich von den Texten, die wir auf Särgen der Spätzeit zu finden gewohnt sind.

Selbstverständlich sind auch sie aus Spruchsammlungen verschiedenen Alters und verschiedener Zeit kompiliert. In der Auswahl geht der Redaktor aber eigene Wege. Während er bezeichnende Stücke des üblichen Textbestandes beiseite läßt, greift er in weitem Umfang auf Rituale zurück, die bei der Beisetzung vollzogen wurden. In diesen Auszügen liegt der besondere Wert der Textsammlung; denn in ihnen erschließt sich uns ein Blick in die Begräbnissitten der Zeit. Sie stehen durchaus unter dem Zeichen des Osiris und sind z. T. ganz nach dem Vorbild der Mysterien gestaltet, die man dem Gott feierte. Im Mittelpunkt stehen die Zeremonien, die im Balsamierungshaus an der Leiche vorgenommen wurden. Nach einem Ritual, das nach dem der Stundenwachen der Osirisfeiern geordnet ist, werden Götter zu einem Schutzdienst an die Bahre des Toten berufen. Ein aus Erde geformtes Mumienbild, aus dem Körner aufsprießen, wird unter der Leitung des Thot von den Göttern als Zeichen und Unterpfand der unbesieglichen Lebensfülle begrüßt. Mit diesen Riten verbindet sich die Stiftung des Grabes und der Totenausstattung sowie die Einrichtung des Opferdienstes durch Götter.

Zur Beisetzung leiten Lieder der Isis, der Nephthys und des Horus hinüber. Sie sind auf den Ton der Klage gestimmt, zuletzt klingen sie aber doch in den Trostruf aus: Sie ist in Frieden dahingegangen! In litaneiartig aufgebauten Strophen wird er an die Götter, an die Menschen und alle Kreatur weitergegeben, damit die Freude an des Toten Triumph alles durchdringe.

Auf Beisetzungsriten sind auch Sprüche zu beziehen, die von Schiffsreisen reden. Sie deuten offenbar auf Wasserfahrten zurück, die man mit der Leiche unternahm. Ihr Aufbau ist lehrreich. Da wird am Eingang Abydos als Ziel der Wallfahrt bestimmt. Dann aber wenden sich die Texte einer Nachtfahrt zu, die Osiris in göttlicher Begleitung unternimmt und deren Schilderung wertvolle Hinweise auf Einzelzüge des Osirismythus enthält. Sie führt den Gott nach Heliopolis an den Hofstaat des Re, der dabei ganz als Schützer und Helfer des Osiris erscheint. Dementsprechend führt die Spruchfolge mit dem 136. Kapitel des Totenbuches auf die Mitfahrt des Toten in der Barke des Sonnengottes hinaus.

Diese Wendung zu Re ist charakteristisch für die Art, in der der Redaktor osirianische und solare Jenseitsvorstellungen verbindet. In Osiris erfüllt sich ihm die Jenseitshoffnung, auf ein Eingehen in seine Schicksale zielen darum die Riten hin, denen man den Toten unterwirft. Immer aber steht über Osiris noch Re. Er bannt die Gefahren, die jenen umdrohen und heilt seine Schäden. Auf seinen Befehl kommen die Götter zum Dienst an dem Toten, auf sein Wort bringen sie Opfer und Stiftungen dar. So kommt das neue Leben über Osiris aus seiner Hand, auf einen Wandel in seiner Nähe drängt darum auch das letzte Verlangen des Toten.

Soviel zu den Texten. Im einzelnen gäbe es über ihren Inhalt wie über die Auswahl und ihre Tendenz noch manches zu sagen. Hier konnte nur versucht werden, in kurzen Strichen deutlich zu machen, was ihren Sonderwert ausmacht. Ihn herausgestellt, ja wohl überhaupt erst recht erkannt zu haben, ist das Verdienst Sander-Hansens. Seine Neuherausgabe ist in jeder Hinsicht beachtlich und fördernd. Der älteren Ausgabe gegenüber zeichnet sie sich schon durch Übersichtlichkeit aus. Der Text ist gegliedert und in Abschnitte geteilt, denen jeweils die Übersetzung sowie ein sprachlicher und ein sachlicher Kommentar folgen, so daß auch des Ägyptischen nicht Kundige mit den Texten zu arbeiten vermögen. Die Erläuterungen sind klar und besonnen und bleiben auch dort, wo man zu einem andern Urteil neigen mag, immer beachtlich. Nur ein offenbares Mißverständnis sei angezeigt, da es Fernerstehende irreleiten könnte. Nach einem Spruch, der eine Variante zu den Pyramidentexten 2092ff. darstellt, entsendet Re einen Boten, der den Toten zum Himmel beruft. S. H. bezeichnet diese Botschaft als eine Abberufung vom Leben. In Wirklichkeit enthält sie eine Berufung zum Leben. Denn der Spruch ist an den Toten im Grabe gerichtet. Im übrigen mag auch bei diesem Versehen lediglich ein sprachlicher Mißgriff im Spiele sein; denn die Handhabung des Deutschen fällt S. H. offenbar nicht ganz leicht.

S. H. bleibt nicht bei der Erklärung der einzelnen Abschnitte stehen; er geht auch den Verbindungen nach, die zwischen ihnen walten und hellt damit die Gedanken und Absichten auf, die den Kompilator bei seiner Arbeit leiteten. Mir will das sonderlich dankenswert scheinen; denn im Ganzen hat man sich gerade

den späten Textsammlungen gegenüber doch wohl zu wenig um ein Verstehen der Kompilation gemüht. Man stand eben zu sehr unter dem Bann des ja weithin gewiß richtigen Urteils, daß diese Sammlungen doch nur geistlose Zusammenstoppelungen seien. Daraus erklärt sich wohl nicht zum wenigsten auch, daß den vorliegenden Texten die ihnen gebührende Beachtung so lange versagt blieb.

Gardiner, A. H.: Late-Egyptian Miscellanies. Brüssel: Edition de la Fondation égyptologique Reine Elisabeth 1937. (XXI, 142 dopp. S.) 4° = Bibliotheca Aegyptiaca, VII. Bespr. von A. Hermann, Berlin.

Nach dem wenig befriedigenden VI. Bande legt die Bibliotheca Aegyptiaca als VII. die gewichtige Veröffentlichung von „Late-Egyptian Miscellanies" durch Alan H. Gardiner vor. Im Unterschied zu den „Late-Egyptian Stories" (Neuägyptischen Erzählungen) des gleichen Bearbeiters (Band I der Reihe)[1] sind hier diejenigen neuägyptischen Papyri zusammengefaßt, welche wir nach Erman als „Schülerhandschriften" zu bezeichnen pflegen. Gardiner hat einem farbloseren Titel den Vorzug gegeben, offenbar um sich für die mit der Benennung im Zusammenhang stehenden Fragen, die er in dem für die Zukunft angekündigten Kommentar zu behandeln gedenkt, nicht im voraus festzulegen.

Es handelt sich bei den hier in hieroglyphischer Transkription vorgelegten Texten um die bekannteren Pap. Bologna 1094; Anastasi II—VI; Sallier I; IV vs.; Lansing und Koller, denen fernerliegende wie Leiden 348 vs. und Rainer 53 hinzugefügt sind, sowie als Turin A—D bezeichnete Stücke, von denen einzelne, allerdings nur Duplikate bildende Teile bisher noch unveröffentlicht waren.

Der Charakter der angeführten Papyri: das unvermittelte Nebeneinanderstehen von lehrhaften, religiösen und praktischen Texten sowie das wiederholte Auftreten einzelner gleicher Textabschnitte in ihnen ist bekannt. Die durch das Vorhandensein von Paralleltexten sich ergebende Frage, ob bei der Veröffentlichung diese synoptisch nebeneinanderzustellen oder ob dem Ablauf einer Handschrift zu folgen sei, hat Gardiner zugunsten der letzteren Möglichkeit entschieden mit der bewußten Absicht, die Einheit eines jeden Buches unverändert wiederzugeben. So erscheinen, durch Verweise zwar leicht auffindbar, die Duplikate voneinander getrennt im Rahmen einer jeden Handschrift. Wenn es sich hierbei auch nur um eine Äußerlichkeit handelt, wäre die synoptische Anordnung, deren Vorteile nicht hervorgehoben zu werden brauchen, m. E. doch vorzuziehen gewesen, um so eher als die Zusammenfügung der Texte zu einer Handschrift nicht von irgendeinem höheren Gesichtspunkt geleitet erscheint, sondern sie ein mehr oder weniger zufälliges Ergebnis des Abschreibens ist.

Es wird uns hier ein nicht nur in bezug auf die Transkription, welche nach den bekannten Grundsätzen Gardiners vorgenommen ist, über jede Kritik erhabener Text vorgelegt, sondern ein durch vielfache Einsichtnahme in die Originalhandschriften oder mit Hilfe von Originalphotos gegenüber den hieratischen Publikationen noch verbesserter. In der bereits aus den Late-Egyptian Stories bekannten Übersichtlichkeit, die durch eine andere Art der Zählung noch gewonnen hat, begleiten den Kontext auf jeweils gegenüberliegenden Blättern Noten mit Hinweisen auf die Varianten, mit Konjekturen und verständnisfördernden Erklärungen, in deren Sparsamkeit und Treffsicherheit sich die Gardinersche Meisterschaft kundtut. Außer der einleitenden Charakterisierung einer jeden Handschrift, wobei u. a. die Frage der Urheberschaft und örtlichen Herkunft behandelt ist, ist der Veröffentlichung als wichtige Zugabe ein Index angefügt, der über den praktischen Nutzen für den Band hinaus als Beitrag zur Kenntnis der neuägyptischen Orthographie und Sprache gelten kann, stellt er ja eine bisher so nicht vorhandene Nachweissammlung für eine Reihe häufig vorkommender wie außergewöhnlicher Erscheinungen dar.

Anläßlich der Veröffentlichung eines weiteren beträchtlichen Teils des hieratischen Schrifttums in Umschrift mit diesem Bande, ist die gelegentlich erörterte Frage am Platze, ob dem Nutzen solcher Ausgaben nicht als Nachteil eine Ermunterung zur Vernachlässigung der hieratischen Schrift gegenüberstehe. Selbst wenn eine solche Wirkung, welche auf die Dauer kaum zu befürchten sein dürfte, zeitweilig eintreten sollte, würde sie m. E. durch entsprechende Vorteile wettgemacht werden, durch die in einer derartigen Ausgabe liegende Ermunterung zu stärkerer sachlicher Durcharbeitung der in Frage stehenden Texte, an die mancher dem Hieratischen durchaus nicht abholde Ägyptologe erfahrungsgemäß aus technischen Gründen schwerer herankam. So ist diese Gardinersche Musterpublikation nicht nur nützlich für den akademischen Unterricht, sondern sie dient auch als dankbarst zu begrüßende Hilfe zu weiterer Erschließung des neuägyptischen Schrifttums.

Den Herren Herausgebern der Serie sei bei

1) OLZ 1933 Sp. 606ff.

diesem Anlaß der verschiedentlich empfundene Wunsch geäußert, den Fachkollegen aus Gründen der Ökonomie von Zeit zu Zeit die in Arbeit befindlichen oder neu geplanten Textveröffentlichungen bekanntzugeben, die des steten Interesses der Ägyptologen sicher sein können.

Keilschriftforschung.

Böhl, F. M. Th.: Mededeelingen uit de Leidsche Verzameling van Spijkerschrift-Inscripties. I. Oorkonden uit de Periode der Rijken van Sumer en Akkad (3000—2000 v. Chr.). (34 S.) II. Oorkonden uit de Periode van 2000—1200 v. Chr. (60 S.). III. Assyrische en Nieuw-Babylonische Oorkonden (1100—91 v. Chr.) (81 S.) gr. 8°. Amsterdam: Noordhollandsche Uitgevers-Maatsch. 1933/34/36. = Mededeelingen der Koninkl. Akademie van Wetensch. Hfd. Letterkunde, 76, No. 9, 78 No. 2, 82 No. 2. Angez. von A. Falkenstein, Berlin.

Mit ungewöhnlicher Rührigkeit hat F. M. Th. Böhl in verhältnismäßig kurzer Zeit eine stattliche Privatsammlung von Keilschrifttafeln aufgebaut, die er großzügigerweise dem Leidener Assyriologischen Seminar zur Verfügung gestellt hat. Die Sammlung enthält über 1200 Texte, die Textbruchstücke mit eingerechnet. Den Grundstock bildeten die aus dem Nachlaß von E. Peiser erworbenen Tafeln. Besonderen Zuwachs hat sie durch Ankäufe im Iraq anläßlich einer Studienreihe B.s erfahren.

Da die geplante Veröffentlichung der bisher nur zum geringen Teil publizierten Tafeln noch erhebliche Zeit beanspruchen wird, gibt B. in drei Heften einen Überblick über den Bestand, in dem er wichtige Texte in Umschrift und Übersetzung behandelt, weniger Wichtiges im Rahmen allgemeiner geschichtlicher Betrachtungen kurz streift. Die ältesten Tafeln der Sammlung stammen aus Fara (etwa 2850 v. Chr.). Daran schließen sich Texte aus vorsargonischer Zeit und über 500 Stücke aus Drēhem und Ǧōḫa. Eine kleinere Gruppe aus dem Ende der III. Dynastie von Ur und Isin stammt aus Raubgrabungen in Tell el-Laḥm, 20 km südlich von Ur. B. teilt daraus eine Anzahl bisher unbekannter Jahresdaten mit[1]. Ob diese Textgruppe auch für die Topographie Babyloniens wichtig ist, muß erst die Veröffentlichung zeigen. Urdukugga, der vorletzte Herrscher der Dynastie von Isin, ist mit der ersten bisher bekannten Originalinschrift vertreten. Sie bezieht sich auf den Bau eines Tempels in Isin für den Gott Dagan, bestätigt damit die wohlbekannten Beziehungen der Dynastie von Isin zu Dagan und den „Daganländern".

Von den altbabylonischen Texten sind hervorzuheben eine große akkadische Beschwörung (Nr. 1000), eine kürzere akkadische Beschwörung (Nr. 1001), beide vollständig umschrieben, übersetzt und erklärt, weiter Beschwörungen mit reimartiger Wiederholung sinnloser (oder fremdsprachiger) Wörter. Diese Reimwörter einmal in einer sumerischen Beschwörung (Nr. 1003), wozu bisher nur UMBS I² 109 als Parallele anzuführen ist. Aus dem Kültepe stammt die stattliche Anzahl von 150 kappadokischen Tafeln und Tafelbruchstücken. Die kassitischen Urkunden aus dem Besitz E. Peisers sind schon veröffentlicht.

Von den Texten aus dem ersten Jahrtausend erwähne ich sechs Annalenfragmente zu dem Assurbanipal-Prisma Aᴬ und zwei Fragmente einer Bauurkunde Sinšariškun's, die mit Hilfe zweier Assur-Bruchstücke so gut wie vollständig herzustellen ist

1) Von A. Ungnad im Nachtrag zu seiner Datenliste ReA II 194f. verwertet.

Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum, Urchristentum.

Lassus, Jean: Inventaire archéologique de la Région au Nord-Est de Hama. Tome II: Planches. Damas: Institut Français de Damas; Paris: Libr. Leroux. (XIX S., L Tafeln.) 4° = Documents d'Études Orientales de l'Institut Français de Damas. Bespr. von R. Hartmann, Berlin.

Der vorliegende Tafelband illustriert die OLZ. 1937, Sp. 301f. besprochenen Ausführungen in J. Lassus' Inventaire archéologique de la région au Nord-Est de Hama vortrefflich. Manches der dort geschilderten interessanten Stücke wird naturgemäß jetzt erst wirklich wertbar, so z. B. die syrisch-hethitischen Denkmäler Pl. III, 2 u. V, 1 (Text, S. 16 u. 54), bei denen die Durchzeichnung der photographischen Aufnahmen besonders dankenswert ist. Auch von der derselben Periode zugewiesenen Ruinenstätte el-Qal'āt (S. 79ff. geben die Bilder von Pl. XI und die Fliegeraufnahme Pl. XLVII ein anschauliches Bild. Als recht beachtenswert, weil etwas rätselhaft, erscheinen mir u. a. die (Text S. 215) als vielleicht vorrömisch bezeichnete Statue Pl. XLIII, 2 sowie die megalithische Steinsetzung bei Štēb Pl. XX, 1 (S. 115).

Hervorgehoben seien die schönen und sehr instruktiven Fliegeraufnahmen des 39. Flieger-Regiments. Sie geben ebenso wie mehrere Gesamtaufnahmen von Ruinenhügeln wertvolle Hinweise darauf, wo genauere Bodenforschung sich gewiß lohnen würde. Auffallend sind ja eine Reihe größerer Siedlungen in dem jetzt schwach bewohnten Lande, das sichtlich noch in der islamischen Periode zeitweilig blühende gewesen sein muß. Einen starken Eindruck davon vermittelt z. B. das Bild des Khāns von el-Eḫwēn (Pl. XIX, 2 u. 3). Lassus verweist (Text, S. 109 u. 186f.) mit Recht darauf, daß die Straße von Ma'arret en-No'mān nach Ḥamā einmal über el-Eḫwēn und Ṭayyibet el-Ism geführt haben muß, wie die Khān-Bauten in beiden Orten beweisen. Der Verweis auf R. Dussaud, Topographie historique, S. 18[2] [u. 183] ist wohl allerdings insofern nicht ganz treffend, als Dussaud dort nach Ausweis der Karten nicht das Ṭayyibet el-Ism von Lassus im Auge zu haben scheint, sondern sein

1) Juristische Urkunden der Böhlschen Sammlung hat M. David in Betrachtungen zur Leidner Keilschriftsammlung = Revue d'histoire du droit Tome XIV behandelt. — Zwei altbabylonische Briefe aus Larsa hat B. in Jaarbericht Ex Oriente Lux II 50f. in Umschrift und Übersetzung vorgelegt

Ṭayyibet el-Imām ʿAlī. Es bleibt eine merkwürdige Tatsache, daß uns die Itinerare zwischen Ḥaleb und Ḥamā so viele bisher ungelöste Rätsel aufgeben: die von mir ZDMG. 70 (1916), S. 493 zusammengestellten erfahren auch durch Lassus keine Aufhellung. Liegt das nun daran, daß die Landschaft doch nicht so im einzelnen erforscht ist, oder daran, daß die Namen der Örtlichkeiten gewechselt haben — was mir für Syrien auffallend erschiene —? Wir werden das erst beurteilen können, wenn auch die benachbarten Landstriche ähnlich sorgfältig aufgenommen sind, wie Lassus es für die Landschaft nö. von Ḥamā getan hat.

Außer den Tafeln enthält der II. Band des Werkes von Lassus auch auf S. IX—XIII Notes épigraphiques, d. h. Notizen zu den Inschriften, die dem Vf. großenteils von verschiedenen Gelehrten zugingen. Hervorheben möchte ich daraus, daß E. Littmann in den Graffiti Fig. 115 (S. 108) u. Fig. 210 (S. 216) des Textbandes safaïtische Inschriften erkennen und sogar eine Lesung versuchen kann.

Um zusammenzufassen, ist Bd. II die wertvolle und notwendige Ergänzung zu Bd. I. Lassus hat sich mit dem nun abgeschlossenen Werke, wie ich schon OLZ. 1937, Sp. 301f. angedeutet habe, ein großes Verdienst erworben. Möge er es selbst bald fortführen können oder doch recht rasch Nachfolger finden.

Gemser, Prof. B.: Sprüche Salomos. Tübingen: J. C. B. Mohr 1937. (IV, 85 S.) gr. 8° = Handbuch zum Alten Testament. Herausgeg. v. Otto Eißfeldt. 1. Reihe, 16. RM 3.80; geb. 5.60. Bespr. von J. Fichtner, Greifswald.

Gemsers Proverbienkommentar erhält dadurch eine besondere Note, daß er die erste deutsche Auslegung der Sprüche darstellt seit der Veröffentlichung der ägyptischen Weisheitsschrift des Amen-em-ope (1923), die eine Fülle von Monographien zur biblischen Weisheitsliteratur im Gefolge gehabt hat. So nimmt in diesem Kommentar die Auseinandersetzung mit der außerisraelitischen Weisheit einen beträchtlichen Raum ein, und zwar wird sie mit Recht nach beiden Seiten hin verfolgt, nach der Feststellung der Abhängigkeit und der Selbständigkeit der Proverbien-Weisheit[1].

Dem Kommentar ist eine knappe Einleitung vorausgeschickt, die nach dem „Begriff der Weisheit" und ihrem Alter in Israel (§ 1f.) Komposition, Alter und Sonderprobleme der Sammlungen (§ 3f.), ihre Beziehung zum A.O. (§ 5) und die Form der Sprüche (§ 6) behandelt und zuletzt einen Blick auf den „Wert des Spruchbuches" wirft (§ 7). Die sachlich geordnete, reichliche Auswahl der neueren Literatur (§ 8) wäre jetzt noch durch Littmanns „Morgenländische Spruchweisheit" (1937) zu ergänzen, die manche interessante Parallele zu Prov. bringt.

Die Übersetzung schließt sich — entsprechend den Grundsätzen des Handbuches — in Wortstellung und -wiedergabe eng an das hebräische Original an; gelegentlich scheint mir davon des Guten zuviel getan, wenn etwa von „Lippen anhalten" 10_{19}, von „Sendern" 22_{21} und „Brandern" 26_{18} die Rede ist (cf. auch 14_{3b}, 17_{19b}). Im Anbringen von Korrekturen ist der Verf. maßvoll, wenn auch etwas freigebiger als in seinem holländischen Kommentar (z. B. in 22_{17}ff. nach Amen-em-ope, sonst nicht selten nach LXX.[1]) Von Konjekturen sei erwähnt „לְעֵנוּ לַקּוּ" für „לַוְּעַלּוּקָה" 30_{15}.

Die Auslegung der einzelnen Sammlungen geht verschiedene Wege. Teil I (c. 1—9) wird entsprechend seinem Charakter in einzelnen Abschnitten eingehend kommentiert und dem Apparat nur das textkritische, grammatikalische und lexikographische Material zugewiesen, während von c. 10 ab der Apparat auch die Einzelexegese der Verse bringt und im „Kommentar" eine fortlaufende Behandlung der Hauptprobleme jeder Sammlung gegeben wird. Auf diese Abschnitte sei ganz besonders hingewiesen! Sie bringen eine Fülle von Stoff zur formellen und inhaltlichen Charakterisierung der Proverbien über das in der Einleitung Gebotene hinaus[2].

So bietet etwa die Kommentierung der II. Sammlung (10_1—22_{16}) nach ausführlichen Darlegungen über die Form des Einzelspruches und seinen Ausbau (Reihenbildung, Komposition), über formelle und inhaltliche Berührungen mit der außerisraelitischen Weisheit (S. 43ff.) eingehende Erörterungen über den kulturellen Hintergrund der Proverbien (S. 47) — wichtig für ihre zeitliche Ansetzung — und die in ihnen behandelten Themen (Ackerbau, Rechtspflege, Königtum, arm und reich, Frau, Eltern — Kinder; S. 49ff.) und bemerkenswerte Ausführungen über das Hauptziel der Unterweisung („Lebensweisheit, Gerechtigkeit und

1) Für die Kommentare von Wildeboer (1897), Frankenberg (1898) und Toy (1899) bestand dies Problem noch nicht ernstlich. Volz (A. T. i. Ausw. III, 2 1921), Steuernagel (Kautzsch HSAT 1923) rechnen damit — Wiesmann (Feldm.-Herk. VI, 1 1923) deutet es an —; brennend wurde das Problem erst nach 1923. Oesterley (Westm. Com. 1929) und Gemser (Tekst en Uitleg 1929/31) bringen eine ausführliche Auseinandersetzung mit ihm.

1) Von deren textkritischer Bedeutung man gern etwas in der Einleitung läse.

2) Vielleicht wäre es ratsam gewesen, auf diese Abschnitte in der Einleitung zu verweisen.

Gottesfurcht" S. 55), das nicht mit den angewandten pädagogischen Mitteln verwechselt werden dürfe (Vergeltung, Lohn, Folgen), über den rationalistisch-optimistischen Charakter der Ethik der Proverbien, ihre Normen und Motive — unter denen die höheren mit Recht hervorgehoben werden (S. 57ff.)! — weiter über die starke religiöse Bestimmtheit der Sammlung, ihre Haltung zum Kult und zur Zukunftserwartung (S. 65).

Was hier und bei anderen Sammlungen (cf. vor allem 22_{17}ff., 25—29) unter Heranziehung der gesamten neueren Literatur — besonders Greßmann, Baumgartner, Dürr, Zimmerli, Fichtner und für das Formale Boström und Kuhn — ausgeführt wird, stellt einen erheblichen Beitrag zum Verständnis der Proverbien und zu ihrer Einordnung in die Literatur- und Geistesgeschichte des A. T. dar, auch wenn man sich hie und da genötigt sieht, ein Fragezeichen zu setzen.

So darf man wohl berechtigte Bedenken anmelden gegen die Ansetzung der meisten geschlossenen Sammlungen in der vorexilischen, z. T. sogar vorprophetischen Zeit, ohne damit die Möglichkeit für einzelne Teile der Sammlungen und einen großen Teil des Stoffes bestreiten zu wollen. Ebenso mag man fragen, ob die Gegenüberstellung „kultische Handlungen" und „Gesinnung" (S. 65) das Rechte trifft, oder nicht vielmehr an Stelle des zweiten „ethische Tat" zu setzen ist (cf. 21_3 עֲשֹׂה צְדָקָה!). Ich meine auch, daß sich nirgends im Proverbienbuch „die Gewißheit von einem bleibenden Gut und einer lichten Zukunft für die Gerechten" findet, die Gemser z. B. 15_{24} — 11_7 (LXX) und 14_{32} (MT) „auch dem Sterben gegenüber" — ausgesprochen sieht (S. 65); denn LXX ist nicht maßgebend für den ursprünglichen Sinn der Sprüche und der MT von 14_{32} ist verderbt, Gemser selbst korrigiert ihn S. 51 nach LXX. Der „unausgesprochene Gegensatz" von 15_{24} weist aber, wie ebenfalls LXX nahelegt, durchaus nicht notwendig auf eine jenseitige Hoffnung.

Der Druck (auch des hebr. Petitsatzes!) ist klar und fast fehlerfrei; auf einige z. T. sinnstörende Druckfehler und Irrtümer sei im folgenden kurz hingewiesen. Punktationsirrtümer: 11_3 יְשָׁדֵם, 13_6 רְשָׁעִים, 23_{27} צָרָה, 30_{17} יִקְרוֹת; Konsonantenverwechslungen: 11_{12} לֵב (nicht כ!), 12_{12} חֶמֶד (nicht ה!) und 12_{14} יִשְׂבַּע (nicht שׂ!); falsche Stellenangaben: 20_{18b} צָבָא Jes. (nicht Jer.) 40_2, S. 14 letzte Z. 31_{1-9}(!), S. 15 Z. 9 ist Jer. 18_{18} einzuklammern, wie es S. 78 richtig geschieht, weil hier nicht חָזוֹן, sondern דָּבָר steht. Zu 19_{14} ist statt 11_{16} wohl 18_{22} zu vergleichen; S. 69 Z. 17 v. u. ist „strophische Einteilung" (nicht „Einleitung") zu lesen.

Abschließend wird man sagen können, daß der Kommentar von Gemser eine schmerzliche Lücke in der deutschen alttestamentlichen Kommentarliteratur im Rahmen des Handbuches gut ausfüllt und daß er auch neben dem holländischen Kommentar des Verfassers seine gesonderte Bedeutung hat.

Bauer, Prof. D. Walter: **Griechisch-deutsches Wörterbuch zu den Schriften des Neuen Testaments** und der übrigen urchristlichen Literatur. 3., völlig neu bearb. Aufl. Berlin: A. Töpelmann 1936. (XII S., 1490 Sp.) 4°. RM 30.—. Bespr. von A. Oepke, Leipzig.

Daß das vorliegende, von E. Preuschen begründete, von W. Bauer in den folgenden Auflagen völlig neu gestaltete Buch das beste Lexikon zur urchristlichen Literatur ist, das wir besitzen, wird in der Fachwelt von niemand bestritten. Erstaunlich, daß ein einzelner, dazu in verhältnismäßig kurzer Zeit, diese Riesenarbeit hat bewältigen können. Eisernen Fleiß bezeugt auch die Neuauflage. Manches ist präziser gefaßt. Fehler sind beseitigt. Wie das stark angewachsene Abkürzungsverzeichnis zeigt, sind die Papyri noch mehr herangezogen, unter ihnen vor allem die religionsgeschichtlich so aufschlußreichen Zaubertexte der Ausgabe von K. Preisendanz. Die neueste und auch wertvolle ältere Literatur ist nachgetragen. Trotzdem ist infolge des sehr konzisen, aber übersichtlichen und gut lesbaren Druckes, dessen Antiquatype besonders ausländische Benutzer begrüßen werden, der Umfang nur um 56 Sp. gewachsen. Der Preis konnte sogar um 4 RM gesenkt werden. Daß diesem guten Zweck ziemlich alle Etymologie und Synonymik, ferner die für den Anfänger beinahe unentbehrliche sprachgeschichtliche Einführung der 2. Auflage geopfert worden ist, wird man allerdings bedauern. Wieviele Studenten wissen oder bedenken, daß ἀσωτία von ἀ- und σῴζω, νήπιος von νη- und ἔπος, νηστεύω von νη- und ἐσθίω lat. *edo* herkommt, daß ὑποκρίνεσθαι zunächst vom Dialog auf der Bühne gebraucht wird? Manchem Benutzer sagen derartige knappe Hinweise bei Wilke-Grimm und Schirlitz-Eger vielleicht mehr als gehäufte Zitate aus der antiken Literatur, die er nicht nachschlagen kann. Ob der Verf. in der nächsten Auflage einzelnes wiederherstellen und dann in der Einleitung den spezifisch nt.lichen Gedankengehalt noch etwas stärker herausarbeiten könnte?

Dem Ideal absoluter Zuverlässigkeit der Belege kommt das Wörterbuch nach zahlreichen Stichproben sehr nahe. Einzelne Berichtigungen, die ich geben kann, sind in ihrer

Auswahl weithin durch den Zufall bedingt und machen auf Vollständigkeit keinen Anspruch.

ἄθεσμος: l. P. Oxy. 129,8 st. 129,7. ἀνακαλύπτω: l. Dit., Syll³ 1169,62 st. 63. ἀνατίθεσθαί τινι τὸ ὄναρ steht bei Artem. in der maßgebenden Ausgabe von R. Hercher (1864) II 59 (nicht, wie in älteren Ausgaben, II 64) als Zusatz weniger Handschriften unter dem Strich zu p. 155,5. ἀποκάλυψις: Plut. Mor. 70 F ist wohl ἀνακάλυψις zu lesen. ἀποκατάστασις: Xenoph. de rep. Lac. 6,3 paßt nicht als Beleg. Dort steht vielmehr das Verbum ἀποκαθιστάναι in der Bedeutung „Geliehenes dem Besitzer wiederzustellen". ἀποκόπτω: Diod. S. 3,31 ist nach ed. F. Vogel (1888) falsch. Gemeint ist wohl 3,32 a. E. Dort steht aber nicht ἀποκόπτειν, sondern ἀποτέμνεσθαι, u. z. nicht im Sinne der Entmannung, da es sich um einen ganzen, sich selbstverständlich fortpflanzenden Volksstamm handelt, sondern für eine besonders radikale Form der Beschneidung. Es ist zu übersetzen „wegschneiden". ἀπόκρυφος: die Angabe „seit Vorsokr." ist bedenklich. Das Wort findet sich allerdings bei Diels ⁵I (1934) Nr. 7 (71) S. 44, Z. 18, aber in einem Bericht des Suidas (über Pherekydes v. Syros), der nach Jos. c. Ap. I 14 immerhin auf ältere Quellen zurückgehen mag. Register sind als Grundlage für Wortstatistik gefährlich! διάκονος: l. IG IV 774,12 st. 474,11; 824,6 st. 824a; IX 486,18 st. 486. καλύπτω ist in attischer Prosa zwar selten, kommt aber immerhin bei Xenophon Cyrop. V 1,4; de equitandi ratione 12,5 vor. παιδαγωγός: l. WABecker-HGöll, Charikles II³ '78, 46ff. st. 461ff.

Öfter geht B. mit vollem Recht eigene Wege. So in den überaus mühsamen Ausführungen über die Präpositionen, die vermutlich am wenigsten gelesen werden. εἰς und ἐν stehen in der Koine öfter für den bloßen Dativ. Für Gal 1,16 ergibt sich von da aus bemerkenswerterweise die Übersetzung „seinen Sohn mir zu offenbaren". Weitere Belege in m. Gal.-Komm. z. d. St. Daß ἐνδύσασθαι pass. Sinn haben kann, ist wichtig auch für Gal 3,27. Zu ἐπιούσιος werden nur die verschiedenen Möglichkeiten ohne Entscheidung registriert. Das ist wissenschaftlich korrekt, aber für manche Benutzer eher verwirrend. Zugunsten der Übersetzung „für den folgenden Tag" läßt sich die Bestimmung der Mischna Pea VIII 7 geltend machen: Wer auf zwei Mahlzeiten zu essen (d. h. eine Tagesration im voraus) hat, nehme nicht aus der Armenschüssel! δικαιοσύνη θεοῦ im paulinischen Sinn (Röm 1,17 u. ö.) wird richtig von der Eigenschaft Gottes (Röm 3,5, 25f.) unterschieden. Es fehlt aber der Hinweis darauf, daß es sich um eine gebräuchliche jüdische Formel handelt, die erst durch betonte Zusätze wie χωρὶς νόμου, ἐκ bzw. διὰ πίστεως ihren spezifisch paulinischen Sinn erhält. An der Hand der rabbinischen Belege, die ich ThLBl LV (1934) Sp. 179f. gegeben habe, wird der Sachverhalt vollkommen deutlich. Für Gal 4,13 scheint mir die Übersetzung „in Krankheit des Fleisches" erwägenswert. Alle altkirchlichen Erklärer haben den Sinn so verstanden. Die Koine neigt zur Verbindung der Präpositionen mit dem Akkusativ. In Röm 6,5 ist die grammatisch am nächsten liegende Verbindung des in σύμφυτοι steckenden σύν mit τῷ ὁμοιώματι auch sachlich vorzuziehen. Die instrumentale Fassung des Dativs unter Ergänzung eines αὐτῷ führt auf den Gedanken, daß die Verbindung mit Christus auf doppeltem Wege, über Tod und Auferstehung, erreicht wird. Gemeint ist aber umgekehrt, daß das Einswerden mit Christus dasjenige mit seinem Tode und seiner Auferstehung einschließt. βαπτίζειν εἰς örtlich-mystisch zu verstehen ist aus den ThW I 537,25ff. angeführten Gründen unmöglich. Besonders bei Zeitwörtern ist die scharfe Sinnbestimmung manchmal nicht leicht. So bleiben bei ἀναπίπτω (J 21,20 und wohl auch 13,25 wie sonst überall im NT), ἐνίστημι (vgl. ThW II 540), κρύπτω (Mt 25,18 und 25 verschieden?) gewisse Bedenken. Schwer verständlich ist, daß gute Philologen sich durch eine mich wenigstens romantisch anmutende Exegese von 1 Kor 7, 25ff. verleiten lassen, für γαμίζω die weder im NT noch sonst irgendwo nachweisbare, mit den völlig eindeutigen Angaben des Apollonius Dyscolus im Widerspruch stehende Bedeutung „heiraten" zu fordern.

Das NT stellt der Lexikographie einzigartige Aufgaben, sofern hier durch das Sprachgewand der Koine eine überwiegend orientalische, aber auch an ihrer Umwelt gemessen höchst eigenartige Begriffswelt hindurchschimmert. Daß für die begriffsgeschichtliche Untersuchung auf so engem Raume nur die allernotwendigsten Grundlagen gegeben werden können, versteht sich von selbst. Das vorliegende Buch drängt weiter zu einer umfassenden Behandlung, wie sie im Theologischen Wörterbuch hrsg. von G. Kittel jetzt vorliegt. Es behält aber als deren Voraussetzung und wissenschaftlich wie praktisch gleich notwendige Ergänzung seine volle Bedeutung. Wir wünschen ihm auch weiterhin viele dankbare Benutzer.

Heussi, Karl: Der Ursprung des Mönchtums. Tübingen: J. C. B. Mohr 1936. (XII, 308 S.) gr. 8°. RM 8.60; geb. 10.50. Bespr. von H. v. Campenhausen, Greifswald.

Dieses sehr willkommene Buch enthält mehr als der knappe Titel verspricht. Um ein gerechtes Urteil über die Frage des Ursprungs zu ermöglichen, bietet es eine vollständige, wenn auch nicht in jeder Hinsicht gleich ausführliche, Geschichte des frühen ägyptischen Mönchtums selbst, und dieser ist wieder ein Überblick

über die ganze vormönchische, christliche Askese vorangestellt. Als Einleitung gibt der Verf. noch eine klare und übersichtliche Geschichte des Problems, von den Reformatoren bis zur jüngsten Vergangenheit.

Heussi sieht im Mönchtum des 4. Jahrhunderts unter Berufung auf Harnack und Reitzenstein „eine komplexe Größe", die nicht zu rasch unter eine eindeutige und dadurch einseitige Bestimmung gebracht werden darf. Bedenkt man die aufwühlende, revolutionäre Wirkung, die die Erscheinung bei ihrem ersten Auftreten in der Kirche hervorrief, und das starke Selbst- und Eigenbewußtsein, das schon die frühesten Mönche auszeichnet, so ist diese Betrachtungsweise vielleicht nicht ganz unbedenklich; und tatsächlich zieht das erste Kapitel als „Vorstufen des Mönchtums" verschiedene asketisch gefärbte Erscheinungen mit heran, die wesensmäßig wohl kaum hierher gehören (wie Jesus, die Urgemeinde, den Montanismus). Aber andererseits bleibt der Blick so nach allen Seiten hin frei, und jede mögliche Beziehung und Beeinflussung wird unvoreingenommen ins Auge gefaßt und in ihrer Bedeutung gewogen. Dementsprechend wird im Schlußkapitel kaum eine der jemals aufgetauchten Erklärungsversuche ganz verworfen, sondern die verschiedensten Deutungen behalten nebeneinander ihren eigentümlichen Wahrheitsgehalt, nur daß sich die eine an der anderen begrenzt.

Aufs Ganze gesehen, wird es durch Heussis Untersuchung erneut deutlich, daß die entscheidenden Voraussetzungen für die Entstehung des Mönchtums nicht außerhalb, sondern nur innerhalb der Kirche selbst gefunden werden können. Die allmähliche Ablösung des alten Asketentums von der christlichen Gemeinde und die Bildung einer neuen, mönchischen „Sonderwelt" werden im zweiten Kapitel („Die ersten Schritte zur Anachorese") dementsprechend in ihrem Verlauf sorgsam und umsichtig geschildert[1]. Heussi würde den beliebten Hinweis auf den Gegensatz, in dem die ersten Mönche zur „verweltlichten" Massenkirche ihrer Zeit stehen, für die Erklärung der Ursprünge am liebsten ganz beiseite lassen. Ich möchte meinen, daß er hier in der Abwehr einer gängigen Übertreibung vielleicht etwas zu weit gegangen ist. Man darf sich in dieser Frage natürlich nicht in erster Linie an die literarische (denn d. h. zugleich die kirchliche) Überlieferung halten. Aber schon die selbstverständliche Bezeichnung jedes Nicht-Mönches als κοσμικός spricht für mein Gefühl eine recht deutliche Sprache. — Natürlich werden die verschiedenen Versuche einer religionsgeschichtlichen Ableitung des Mönchtums von den jüdischen Therapeuten, den heidnischen Katochoi usw. gewissenhaft geprüft. Es ergibt sich aber doch immer wieder, daß man über die allgemeine Verwandtschaft in der religiös-asketischen Grundstimmung nirgends hinausgeführt wird. Heussi fügt noch einen Hinweis auf den Manichäismus neu hinzu, der um so berechtigter ist, als ja gerade in Ägypten ein frühes und starkes Auftreten der Manichäer bezeugt ist. Ob es darum richtig ist, auch mit einem gewissen buddhistischen Einfluß zu rechnen (S. 290 f.), wird man im Sinne Schaeders bezweifeln können.

Im allgemeinen werden stärker als bei Bousset schon für das frühe Mönchtum hellenistisch-philosophische bzw. -theologische Einflüsse in Rechnung gestellt. Andererseits zeigt gerade Heussi sehr eindringlich, daß das frühe Mönchtum in einer koptischen Volksbewegung wurzelt, die mit der Ausbreitung der Kirche in der Landbevölkerung, mit der ganzen Krise des plötzlichen Glaubenswechsels und bis zu einem gewissen Grade auch mit wirtschaftlichen Vorgängen in Zusammenhang steht. Mir will es von hier aus — und vor allem auch nach dem Zeugnis der ältesten Mönchsüberlieferung selbst — nicht recht einleuchten, daß wir mit einem stärkeren Einfluß der origenistischen Ideenwelt zu rechnen hätten, deren Gedanken und Stimmungen schon nach wenigen Jahrzehnten „zu den unteren Schichten durchgesickert" wären (S. 49). Man braucht — um eine Einzelheit herauszugreifen — z. B. den mönchischen Gebrauch des Wortes „Mensch", das gelegentlich einfach für den Mönch gesetzt wird, gewiß nicht notwendigerweise als einen „hellenistisch-philosophischen Einschlag" zu erklären (S. 189).

Das dritte und vierte Kapitel bringen eine kritische Prüfung der Antonius- und Pachomius-Überlieferung. Hier wie dort unterliegt der überlieferte Anspruch, von dem ersten „Eremiten" bzw. „Koinobiten" berichten zu können, kritischen Bedenken. Das gilt jedenfalls für Antonius, dessen Vorrang in dieser Hinsicht unbeweisbar bleibt. Es ist sehr „wohl denkbar, daß verschiedene Asketen zu verschiedener Zeit und an verschiedenen Punkten ganz unabhängig voneinander die Wüste 'entdeckten'" (S. 71). Aber auch für das Klosterwesen bleibt die Möglichkeit bestehen, daß die schon 334 bezeugten melitianischen Koinobien unabhängig von Pachomios entstanden

1) Die Darstellung der „Bundessöhne" auf S. 52 wäre nach der Untersuchung von G. Richter, ZNW 35 (1936) 101ff. jetzt wohl anders zu fassen.

sind. Die entgegengesetzte Auffassung Holls überschätzt die Originalität des koinobitischen Gedankens. — Mehr als die Hälfte des Buches wird von dem fünften Kapitel eingenommen, das jedenfalls für die Kirchen- und Mönchshistoriker von einem besonderen Interesse ist. Es behandelt die „Zustände im ägyptischen anachoretischen Mönchtum der ersten Generation nach Antonius." In sachlicher Anordnung und mit reichen Belegen wird hier die ganze Welt des frühen Eremitentums, von dem Äußerlichsten der Wohnweise und des Unterhalts angefangen, bis zu den religiösen Idealen und Vorstellungen in breiter, aber keineswegs zu breit geratener Schilderung vorgeführt. Es ist seit Boussets grundlegendem Werk der erste Versuch, das einzigartige Quellenmaterial, das uns in den Apophthegmata patrum erhalten ist, systematisch auszuschöpfen und zu einem anschaulichen Bild zu verarbeiten. Das ist in sehr erfreulichem Maße gelungen. Die Kehrseite dieses Vorgehens, das nicht wie s. Z. Bousset von den Fragen der Überlieferung und Literaturgeschichte ausgeht, liegt in einer gewissen Vereinerleiung der scharf geprägten einzelnen Mönchspersönlichkeiten — Heussi sieht sie in erster Linie nur als typische Repräsentanten einzelner Mönchstugenden — und vor allem auch in einer gewissen Verschleierung der rapiden Bewegung und Entwicklung, die sich hier in einer verhältnismäßig kurzen Zeit gesteigerten religiösen Lebens in der Wüste abgespielt hat. Herm. Dörries hat mit seiner Studie über „Mönchtum und Arbeit" („Forschungen z. Kirchengeschichte u. z. christl. Kunst", Festschr. f. Joh. Ficker, 1931) an einem kleinen Beispiel gezeigt, wie ergiebig gerade eine differenzierende Betrachtung in dieser Hinsicht sein kann.

Die kurzen Bemerkungen, auf die sich diese Anzeige beschränken mußte, werden hoffentlich gezeigt haben, daß uns der Verf. mit seinem ebenso gründlichen wie lesbaren Buch nicht nur ein vorzügliches Mittel zur Einführung und zur Orientierung über den Stand einer schwierigen und vielumstrittenen Frage geschenkt hat, sondern daß er überall auch selbst die Hand mit angelegt hat, um die Erforschung seines Gegenstandes zu fördern und zu neuen Forschungen anzuregen.

Semitistik, Islamistik.

Cantineau, J.: Études sur quelques parlers de nomades arabes d'Orient (Premier article). Paris: Librairie Larose o. J. (118 S.) 8° = S.-A. aus Annales de l'Institut d'Études Orientales II, 1936. Bespr. von C. Brockelmann, Halle a. S.

Nach langjähriger Arbeit an dem arabischen Dialekt von Palmyra, den er in einer ausgezeichneten Monographie dargestellt hat, konnte J. Cantineau sich in den Jahren 1934/5 dem Studium der Dialekte der Kleinnomaden in Transjordanien und Ǧōlān, sowie der erst aus Nomaden hervorgegangenen Bewohner von Rögga (Raqqa) und andrer Kleinstädte am Mittellauf des Euphrat zuwenden, deren Besuch ihm das Automobil erleichterte. Über alle diese Dialekte waren wir bisher sehr mangelhaft unterrichtet. Socins Diwan aus Zentralarabien, bisher unsre wichtigste Quelle, bietet wie alle arabische Poesie eine Kunstsprache, in der die verschiedenen Dialekte sich mischen, und erlaubte daher dem Herausgeber nicht, deren Eigentümlichkeiten sicher zu fassen. Littmanns arabische Beduinenerzählungen und Märchen und Gedichte aus der syrisch-arabischen Wüste liegen nur in arabischer Schrift ohne Vokale und Umschrift vor, sind daher für die Sprachforschung nicht zu verwerten. Landbergs ʿAnazehtexte sind trotz ihrer guten Aufzeichnung nur mit Vorsicht zu benutzen, da sie nicht von echten Nomaden herrühren; Musils reiches Material über die Rwalabeduinen leidet unter einer unzulänglichen Umschrift. Während die früheren Forscher auf diesem Gebiet sich an zufällig ihnen begegnende Gewährsmänner gehalten hatten, war Cantineau durch das moderne Verkehrsmittel und durch die Pax gallica in die Lage versetzt, gewissermaßen einen Generalstabsritt durch das zu untersuchende Gebiet durchzuführen und sich seine Gewährsmänner nach Bedarf zu wählen. Die bisher unter dem Zwang der Verhältnisse geübte Methode konnte immer nur Zufallsergebnisse liefern. Mit Recht betont C., daß wir zuerst eine Übersicht über eine ganze Dialektgruppe gewinnen müssen, ehe man an die monographische Darstellung eines besonders geeigneten Dialekts herangeht. Er hat daher auf seinen Reisen überall Stichproben aufgenommen, zumeist Wortlisten und Einzelformen, aber auch einige durch den Phonographen fixierte Texte.

Nach einem kurzen Überblick über die soziale Struktur der von ihm besuchten Stämme stellt Verf. zunächst das Lautwesen, sodann den Formenbau ihrer Dialekte dar. Wie schon in seinem Buch über die Sprache von Palmyra legt er besonderen Nachdruck auf den überall durchgehenden, von den früheren Forschern nicht genügend beachteten Unterschied zweier Artikulationsweisen als *mufaḫḫama* und *muraqqaqa*, der sich äußerlich am leichtesten an den beiden Gestalten der Femininendung als *a* und *e* beobachten läßt. Besonders überrascht

es, daß diese beiden Varianten auch am *w* zu beobachten sind, das er daher als „spirante sonore labiale", also nicht als konsonantischen Vokal definiert. So haben wir *čṓlwa* bei den Ḥadīdīn u. a. neben *čṓlwe* „Niere" bei den Ṛuwala. Dies *w mufaḫḫama* findet sich auch bei den Bauern des Ḥaurān. Bei den andern Labialen scheint die „harte" Aussprache kombinatorisch bedingt zu sein; doch lassen sich die Bedingungen noch nicht mit Sicherheit fassen. Eine weitere, bisher nur im Maġrib beobachtete Eigentümlichkeit der Labialen, die offenbar mit ihrer besonderen Artikulationsart zusammenhängt, ist die weitverbreitete Entwicklung eines Gleitlauts vor hellen Vokalen. Starke Verschiedenheiten zeigt die Aussprache des *g*, die schon als Mittel zur Klassifizierung der Dialekte verwandt werden kann: Während die Dialekte des nördlichen Neǧd neben der tönenden Explosia *g* nur leichte Mouillierung als g^y, d^y zeigen, herrscht bei den syrischen Nomaden die Affricata *ǧ*, die bei gewissen Nomaden Transjordaniens, bes. den Sirḥān, in die reine Spirans *y* übergeht. Als solche definiert C. auch das Yā', doch wäre vielleicht noch genauer zu untersuchen, ob deren Aussprache ganz identisch ist; der Unterschied zwischen *j* und *ž* ist ja freilich auch sonst fließend[1]. Besonders dankenswert sind die genauen Feststellungen über die Aussprache der Palatalen und Velaren *k* und *q* und ihrer Affrikaten, über die sich bisher aus den schwankenden Aufstellungen Socins und der uniformierten Umschrift Landbergs kein sicheres Bild gewinnen ließ. Wertvoll ist auch die Feststellung, daß Ḍād als emphatische tönende interdentale Spirans das ursprünglich wohl durch Tonlosigkeit davon verschiedene *Ẓā'* absorbiert hat. Ganz neue Aufschlüsse erhalten wir auch über den Akzent und die Vokalverhältnisse dieser Dialekte. Im Gegensatz zu dem schwebenden Akzent der bäuerlichen Dialekte hat C. bei den Nomaden ebenso wie schon Wetzstein und Socin einen dem italienischen sehr ähnlichen, gleichzeitig durch Tonhöhe und Druck charakterisierten Akzent beobachtet. Während man aber bisher geneigt war, diesen Druck für Reduktion und Schwund von Vokalen im Hebräischen und Aramäischen verantwortlich zu machen, haben ihn Wortpaare wie *ǧmṓli* und *ǧamálne* wie *ḍrṓbat* und *ḍarábt* zu der Einsicht geführt, daß der Vokalschwund nicht durch den Druck, der ja wie in *ǧmṓli* auch in *ǧamálne* hätte wirken müssen, sondern durch Gesetze des Quantitätsrhythmus bedingt ist. Von zwei freien Kürzen schwindet regelmäßig die erste, von dreien aber die dritte, so daß vor der zweiten, nunmehr gedeckten auch die erste erhalten bleibt. Der Druck stellt sich demnach als eine Funktion des Silbenrhythmus heraus. Im Licht dieser Erkenntnis wird man auch die Vokalgesetze des Hebräischen und Aramäischen einer erneuten Untersuchung unterziehen müssen. Diese Gesetze gelten auch für ursprüngliche Gleitvokale; daher wird *naḫla* zu *nḫála* „Palme" und *ʿaḫlib* zu *iḫálb*, in Rögga sogar *nḫálleb* „wir melken". Warum aber diese, der Flexion der hebräischen Verba lar. ganz analogen Silbenverhältnisse von dem aus dem Maġrib bekannten „Umspringen" der Vokale ganz gesondert werden sollen, wie er S. 86 verlangt, ist nicht einzusehen, zumal, da die Druckverschiebung ja auch ihm als sekundär gilt.

Nicht minderes Interesse bieten die reichen Aufzeichnungen zur Formenlehre. Die von ihm gewählte Form der Enquête bringt es mit sich, daß der Verf. einige Fragen offenlassen muß, auf die seine Aufzeichnungen keine Antwort bieten. Mehrfach hebt er unsichere Punkte hervor, die nur durch erneute Nachforschung geklärt werden können. Hoffen wir mit ihm, daß er diesem ersten Artikel bald einen zweiten folgen lassen kann, der über die Ergebnisse neuer Reisen berichtet. Vielleicht wird es dann auch einmal möglich sein, die von ihm nur skizzierte Schichtung der Dialekte genauer auszuführen und sie mit der Geschichte der Stammeswanderungen in Beziehung zu setzen.

1) Jedenfalls fällt der Unterschied zwischen *kòrsíyo* „sein Stuhl" und *'aduwwo* „sein Feind" S. 104 sehr auf.

Wangelin, Helmut: **Das arabische Volksbuch vom König aẓ-Ẓâhir Baibars.** Stuttgart: W. Kohlhammer 1936. (XVI, 308 S.) gr. 8° = Bonner Orientalistische Studien, hrsg. von P. Kahle und W. Kirfel, H. 17. RM 15 —. Angez. von R. Paret, Heidelberg.

Der arabische Volksroman, der sich als die Lebensgeschichte des Mamlukensultans Baibars (1260—77) ausgibt, gehört zu den spätesten Vertretern seiner Gattung. Während z. B. in der Sīrat ʿAntar (schon Mitte des 12. Jahrhunderts literarisch belegt) doch noch manches stark beduinenhaft empfunden ist, kommt hier das städtisch-kleinbürgerliche Milieu vollends ganz zum Durchbruch. Eben diese Tatsache verleiht aber der Sīrat Baibars ihren besonderen kulturgeschichtlichen Wert, und es ist deshalb sehr dankenswert, daß H. Wangelin sich der Mühe unterzogen hat, ein solches Spätlingswerk mittelalterlich-arabischer „Epik" monographisch zu untersuchen und darzustellen.

Den Hauptteil des Buches bildet eine mehr oder weniger ausführliche Inhaltsangabe („Nacherzählung", S. 1—241). Hierauf folgen noch

Neuerscheinung

Eckhard Unger

Altindogermanisches Kulturgut in Nordmesopotamien

24 Seiten und 31 Abbildungen auf Tafeln. Gr.-8°

Kartoniert RM 2.40

Neben den Völkern mit ausgeprägt semitischen Hochkulturen, den Babyloniern und Assyrern, treten im 3. und 2. Jahrtausend v. Chr. andere Völker, die Hettiter, Luvier, Kassiten und Mitannier auf, die nach ihren Sprachen und Eigennamen indogermanische oder arische Elemente besitzen. An den Funden und Skulpturen des Tell Halaf und an anderen Altertümern aus Nord-Mesopotamien lassen sich nun eigenartige, nichtsemitische Kulturgüter von typisch arischem oder indogermanischem Charakter nachweisen: In der Ethik, in der Stellung der Frau, der Adligen, in der Brandbestattung, im Ahnenkult, im Kunstwollen und in der Symbolik.

Hierdurch läßt sich ein sehr früher Einfluß der altindogermanischen Kultur, die man am besten mit südindogermanisch bezeichnen könnte, in Vorderasien ermitteln, und die Indogermanenforschung wird überhaupt vor ganz neue Aufgaben gestellt.

Otto Harrassowitz · Leipzig

itti Arabi Isla-
Studi e Testi 67.
ersion des Bai-
I. Jahrhundert
Seiten umfaßt
. Ausgabe). „*La*
ialettale, è molto
piuttosto que di
orma primitiva,
a l'antichità del
evi della Vidas
anische Hand-
ick in die Ent-
an lassen". Es
te Teil der ge-
ts als ein „Ge-
Bestandteilen"
nit dem ersten
Sīra nur lose
a der besagten
icht belegt ist.
al Gelegenheit,
ani Orientali 15

che Spruchweis-
nd Rätsel. Aus
melt und über-
hs 1937. (XII,
r. von Gustav

örter nach for-
nd nach ihrem
lich zu ordnen,
ht gekommen.
Literatur nach
jedenfalls noch
veist sich eine
ach sachlichen
und förderlich.
n, der wie kein
teratur berufen
Sprüche ver-
r mit bekannter
bersetzung vor.
he, wie sie im
umlaufen, nach
Kairiner Mah-
Weltkriege für
bieten der mo-
le unerschöpf-
vergleichenden
g geben. Der
ern, nicht auch
en zu erhalten.
n Geschenk an
diesem Sinne
se auf deutsche
ch reichhaltige

Erklärungen, die oft unerläßlich waren, sehr ansprechend gestaltet. Fast alle Gebiete des Lebens kommen hier in knapper, oft sarkastischer Pointierung zum Ausdruck, manchmal uralte Weisheiten, manchmal treffende Bemerkungen zu einzelnen Situationen, welche die besondere Eigenart von Land und Leuten voraussetzt. Auch Rätsel aus Natur- und Menschenleben sind den Sprüchen beigefügt und vervollständigen das Bild vom Reichtum an Gedanken und Beobachtungen, der sich lebendig in dieser Volksliteratur spiegelt und, wie Herder über den Weisheitsspruch einmal sagte, „das ganze Resultat des beobachtenden menschlichen Verstandes" umfaßt.

Bonniard, F.: La Tunisie du Nord. Le Tell Septentrional. Étude de géographie régionale. Texte (534 S.); Atlas (XIII S., 88 Taf., 3 Ktn.) gr. 8° = Pays et Cités d'Orient, 1. Paris: Paul Geuthner 1934. 100 Fr. Bespr. von O. Maull, Graz.

In einem, am Untersuchungsgegenstand gemessen, sehr umfangreichen Textband und einem schmaleren Atlas, dessen Bildern man größere Schärfe oder bessere Reproduktion wünscht, dessen Karten und Profile dagegen sehr klar und anschaulich sind, hat Nordtunesien, südwärts bis zum Südrand der Medscherdafurche, jedoch unter Anschluß des Küstenhofs von Tunis, eine so eingehende länderkundliche Darstellung wie nie zuvor erfahren. Sein Wesen erhält dieser Abschnitt durch den Tell, den mediterransten Teil des Ecklandes, der nach Bodengüte, Klima, Vegetation und Kultur den beiden anderen Naturgebieten Tunesiens, dem Sahel und dem Saharaanteil, gegenübersteht.

Die Strukturanalyse des Tells enthüllt einen verwickelten Bau geschlossener Falten, der seit der Ablagerung der Nummulitenschichten in mehreren Faltungsphasen und Hebungsperioden aus der allgemeinen mediterranen Geosynklinale zum Gebirge emporgestiegen ist. Eine Tabelle läßt diese Bau- und Formengeschichte des Gebirges bequem übersehen. Der Bau bestimmt nicht mehr ohne weiteres die Formen, die sich höchstens bis zum Pontikum rückwärts verfolgen lassen, weil fast überall Reliefumkehr eingetreten ist. Weniger die wegen der lebhaften Abtragungsvorgänge schlecht erhaltenen Terrassen (abgesehen von denen der Medscherdafurche) als die aus den allgemeineren Reliefzügen verfolgbare hydrographische Eroberung ehemals geschlossener Becken von Schottcharakter und Flußanzapfungen geben Aufschluß über die Entwicklung des Tal- und Flußnetzes. Neben dieser Formung der Landschaft, die in der Hauptsache durch die tektonischen Bewegungen ausgelöst worden ist, prägt das Baumaterial Nordtunesien besonders eindrucksvolle Züge auf. Das Sandsteinland (Flysch) wird darum, in kleinere Einzellandschaften gegliedert, gesondert vom Kalkland betrachtet; und neben diesen beiden stehen die Medscherdaebene, die Seenregion in der Nachbarschaft Bisertas und die Küste. Diesem geologisch-geomorphologischen Teil, der zwei Fünftel der Darstellung beansprucht, folgt ein wesentlich kürzerer Abschnitt über Klima und Hydrographie.

Fast die Hälfte des Buches ist daher dem Menschen und seinem Werk vorbehalten. Eine Analyse seiner Abhängigkeit von den Naturbedingungen, den Bodenformen und den verschiedenen Böden, der Naturvegetation, der sich eine Skizze des tunesischen Waldes anfügt, knüpft die Beziehung rückwärts zur Naturlandschaft. Die eigentliche Anthropogeographie verfolgt den Wandel der Völker und ihrer Lebensformen, von der Prähistorie bis zur Gegenwart. Sie arbeitet einen fast dauernden Konflikt zwischen den Nomaden und den Seßhaften heraus, der erst einer Befriedung unter dem Schutz und der Vorsorge der Franzosen weicht. Eine Überschau über diese in jüngerer Zeit geschaffenen allgemeinen Lebensbedingungen führt zur Einzelbetrachtung der wirtschaftlichen Ausbeutung durch die Eingeborenen, der eingeborenen Siedlungen und der Bevölkerungsverhältnisse überhaupt, im besonderen nach Dichte und Bewegung. Dem wird das Werk der Europäer, dessen frühe Ansätze bis in die mittelalterliche Zeit zurückverfolgt werden, gegenübergestellt: ihr Anteil an der landwirtschaftlichen Kolonisation, der Waldwirtschaft, dem Bergbau, der städtischen Kolonisation und dem Handel. Viel hat sich gerade von den letzten Auswirkungen auf Biserta vereinigt, das in seinen Anfängen und als neuzeitlicher Kriegs- und Handelshafen gesondert behandelt wird. Ein Literaturverzeichnis von über 300 Nummern schließt die wertvolle Veröffentlichung ab, die als sehr beachtenswertes Beispiel der französischen Länderkunde, im besonderen als der eines Altkultur- und Koloniallandes zugleich gelten darf.

Kaukasus, Turkologie, Iran.

Saussey, Edmond: Littérature populaire turque. Paris: E. de Boccard 1936. (98 S.) gr. 8° = Études orientales, publ. par l'Institut Français d'Archéologie de Stamboul sous la direction de M. Albert Gabriel, IV. Bespr. von O. Spies, Breslau.

Vor mehr als 35 Jahren hat G. Jacob den ersten Versuch einer Darstellung der türkischen

Volksliteratur unternommen. Dabei war er hauptsächlich auf die spärlichen Sammlungen von europäischen Orientalisten (vornehmlich I. Kúnos) und mehrere türkische Lithographien und primitive Drucke, soweit sie überhaupt vorlagen, angewiesen, da zu jener Zeit alles das, was mit dem einfachen und niederen Volke zusammenhing, bei den Türken verachtet war. Seit dem Erwachen des türkischen Nationalbewußtseins haben die türkischen Gebildeten und Wissenschaftler ein großes Interesse an der Literatur ihres Volkes genommen. Die „Türk Halk Bilgisi Derneği" hat sich die Erforschung der türkischen Volkskunde zur Aufgabe gemacht; und besonders Fuad Köprülü und seine Schule haben eine reiche literarische Tätigkeit entfaltet, indem sie eine größere Zahl von Sammlungen und literarischen Bearbeitungen volkstümlicher Literatur veröffentlichten. So brauchte S. heute nicht mehr über Materialmangel zu klagen, sondern konnte sich für seine Arbeit auf all diese Sammlungen stützen. Die Sammlungen sind zwar benutzt, die vorhandenen wissenschaftlichen Arbeiten über den Gegenstand aber nicht ausgenutzt. Das Buch ist eine feine und flüssige Einführung in die verschiedenen Zweige der türkischen Volksliteratur; aber es geht nicht in die Tiefe, sondern bleibt oft zu sehr an der Oberfläche, ohne die eigentlichen Probleme zu sehen. Vielleicht ist die Darstellung mit Absicht so populär gehalten; denn das Buch ist aus drei Vorträgen, die der Verfasser an der Universität Paris gehalten hat, hervorgegangen und zerfällt demgemäß in drei Kapitel.

Das erste behandelt die volkstümliche Poesie, zunächst das echte Volkslied in seinen verschiedenen Formen (*mani, türkü, destan*) und seine Stellung im Leben des Volkes; sodann Aufbau, Form und Charakteristik des religiösen Liedes (*ilâhi, nefes*). Durch gut ausgewählte Übersetzungsproben von charakteristischen Stücken belebt S. seine Ausführungen.

Im zweiten Kapitel behandelt der Verf. die volkstümliche Prosa und bespricht als Vertreter dieser Art: Tierfabeln, Volksromane und Schwänke Hoca Nasreddins.

Eingangs erwähnt S. nur ganz kurz das Volksmärchen. Unter den Hauptwerken von I. Kúnos (S. 6, Anm. 2) vermisse ich eigentlich die wertvolle und grundlegende Sammlung Oszmán-török Népköltési gyüjtemény (2 Bde, Budapest 1887—89). Neben Th. Menzels Übersetzung von Billur Kösk (S. 41 Anm. 1) hätte auch die von Fr. Giese in „Märchen der Weltliteratur", Jena 1925, genannt werden können. Aus den Märchen führt S. zwei Einleitungsformeln in Übersetzung vor. Solche Einleitungsformeln sind nichts spezifisch Türkisches, sie finden sich auch in osteuropäischen Märchen, besonders rumänischen, ungarischen, russischen usw.; bei Bolte-Polívka Bd. 4, S. 15—20, ist Näheres darüber zusammengestellt. Beispiele solcher Formeln haben ferner behandelt Luzel, Formules initiales et finales des conteurs en Basse-Bretagne, und Sébillot, Formules initiales . . . en Haute-Bretagne, Rev. celtique III (1876—78) bzw. VI (1883—85).

Eigentlich ist es verwunderlich, daß S. auf die Märchen selbst nicht eingegangen ist. Gerade die türkischen Märchen verdienen besondere Beachtung: einerseits weil einst das türkische Sprachgebiet, das Teile von Asien und Europa umfaßte, eine Brücke zwischen Osten und Westen gebildet hat und so viele auf persisch-indische Märchen zurückgehende Märchen durch Vermittlung der Türken ihren Weg als Wandermärchen in die östlichen und nördlichen Länder Europas gemacht haben; andrerseits enthalten die türkischen Märchen viele Stoffe und Motive, die als Parallelen und Bindeglieder für die allgemeine Märchenforschung wichtig sind. Ich kann auch nicht der Ansicht S.s, die türkischen Märchen „n'ont rien de spécialement turc" zustimmen. Gewiß sind sie nicht alle als „türkisch" zu bezeichnen, wenn damit die Herkunft angegeben werden soll — das trifft ja auch für die Märchen fast aller Völker zu. Dennoch finden wir hier in Stil, Ausbau, in der Ausgestaltung und im ganzen Milieu eine besondere Art, die eben „Türkisch" ist. Wenn man einen Blick in die Märchenwelt der Sultane, Padischahs, der Menschen, der guten und bösen Geister (*peri, üçler, jediler, kirklar, dev* usw.) wirft, erkennt man sofort, wie sehr gerade die Märchen für die Bewertung und Beurteilung der türkischen Folklore in Betracht kommen. Eine typisch türkische Märchenfigur ist ferner der Neger (*'arab*), der zwei so große Lippen hat, daß die eine den Himmel, die andere die Erde kehrt, vgl. I. Kúnos, Volksmärchen aus Stambul, S. 42, 74, 110, 299; Schah Ismajil, übers. v. H.-Aug. Fischer, S. 91 sowie die S. XXXIII zitierte Literatur. Für das türkische Märchen hätte S. auf den Aufsatz von I. Kúnos „Osmanische Volksmärchen", Ungar. Rev. VIII (1888) und IX (1889), verweisen können.

Die Ausführungen von S. über die türkischen Volksromane enthalten eine Reihe von guten Gedanken, aber das Charakteristische ist nicht klar herausgearbeitet. Für mich steht fest, daß es sich hier um „Liebesmärchen" handelt. Vgl. Berendsohn, Grundformen volkstümlicher Erzählungskunst, Hamburg 1921, § 70, S. 59ff. Es wird sich dabei wohl um „gesunkene" Stoffe aus der Kunstliteratur handeln, die aber zuerst von den Brautwerbungsmärchen gespeist wurden. Besonders in der Gruppe „Ritter- und Sängerromane" (vgl. H. A. Fischer, Schah Ismajil, Leipzig 1929, S. XVI) entwickelt sich ein festes Handlungsschema. Statt anderer sei auf die trefflichen Ausführungen von Lutz Mackensen, Handwörterbuch des deutschen Märchens Bd. I, S. 316ff. verwiesen. Ich hoffe, bald auf diese Fragen in einer besonderen Arbeit zurückzukommen.

Als letztes Thema in diesem Kapitel werden die Schwänke Hoca Nasreddins besprochen, die bei den Türken außerordentlich beliebt sind. Hier vermisse ich eigentlich einen Hinweis auf das grundlegende Werk von A. Wesselski, Der Hodscha Nasreddin, 2 Bde, Weimar 1911, und Th. Menzels wichtige Bemerkungen dazu: Islam, Bd. V, 1914, S. 212—20. Wenn schon S. die Märchen nicht als türkisches Volksgut ansehen will, so gilt das auch in gleicher Weise von den Schwänken Hoca Nasreddins. Das hebt S. auch selbst hervor.

In das Gebiet der volkstümlichen Prosa gehören zweifellos auch die Sprichwörter und Rätsel. Es wäre wünschenswert gewesen, wenn S. der Vollständigkeit halber auch kurz darauf eingegangen wäre. Für diese Literaturgattung liegen heute Sammlungen und Bearbeitungen vor.

Dem Volkstheater ist das 3. Kapitel gewidmet, das zweckmäßig in *Meddah, Orta Oyunu*[1] und *Karagöz* aufgeteilt wurde. Durch das unermüdliche Interesse G. Jacobs und seiner Anregungen liegen für diese volkstümliche Kunst viele wissenschaftliche Arbeiten vor, so daß wir sie heute klar überschauen. Ohne näher auf den Meddah einzugehen, entwirft S. ein anschauliches Bild vom Orta Oyunu und Karagöz.

Vor einigen Jahren ist für das breite Englisch sprechende Publikum ein vortrefflich orientierendes Buch von Nicholas N. Martinovitch, The Turkish Theatre, New York 1933, erschienen, das neben der literarischen Bearbeitung auch größere Abschnitte aus den Volksstücken in Übersetzungen bietet. — Mit Recht spricht S. über die weite Verbreitung des Karagöz in allen Provinzen des alten osmanischen Reiches (S. 83). Nicht nur in Griechenland und Syrien ist Karagöz bekannt — hoffentlich veröffentlicht S. bald seine Damaszener Schattenspielaufzeichnungen; unter türkischem Einfluß stand auch das Schattenspiel in Tunis und Tripolis, vgl. meinen Bericht „Tunesisches Schattentheater, P. Schmidt – Festschrift, Wien 1928. — Die von S. erwähnte arabische Parallele aus Damaskus (S. 93) zu Kanli Kavak hat ihr Gegenstück im nordafrikanischen Schattentheater. — Leider vermisse ich einige Ausführungen über die Kunst und Technik der Stücke; es ist nicht gerechtfertigt, sie einfach abzutun mit den Worten „la succession des scènes est un effet de la fantaisie arbitraire de l'auteur, qui n'a d'autre souci que de faire surgir des situations propres à mettre en valeur sa verve" (S. 95). Freilich mag das manchmal der Fall sein, da die einzelnen Szenen oft nur sehr lose und rein äußerlich miteinander verknüpft sind. Die Wirkung des Spiels besteht vielmehr in einer Art dramatischer Reihenbildung. H. Ritter hat in E. I. s. v. Karagöz diese dramatische Reihenbildung festgestellt und gezeigt, daß immer eine Reihe unter sich möglichst verschiedener Figurentypen nacheinander in ein und dieselbe peinlich-komische Situation gebracht wird, oder sie bringen den Karagöz in eine solche Situation in der Weise, daß die Spannung sich mit jeder neu auftretenden Figur steigert, bis sie durch eine der Situation überlegene Figur gelöst wird. Die Mehrzahl der türkischen Stücke läßt sich auf dieses Schema zurückführen. — Nicht unwidersprochen lassen kann ich S.s Bemerkungen „Le Karagöz et l'orta oynu ne leur offrent rien qui soit moderne ni même national" (S. 94) und „... le plus grand service que le Karagöz et l'orta oynu puissent rendre à la littérature nationale sera de disparaître" (S. 96). Diese Einstellung ist vollkommen unverständlich und durch nichts gerechtfertigt, da sie die Tatsachen völlig verkennt.

Schließlich möchte ich die Aufmerksamkeit noch auf das türkische Marionettentheater (*Kukla oyunu*) lenken. Ritter hat, soweit ich sehe, als erster eine auf sachverständiger Beobachtung beruhende Mitteilung im Islam, Bd. IX, 1928, S. 248—250 gemacht. Auch „*Das Malerspiel*" von E. Littmann ist als Puppenspiel erwiesen. Aus Mangel an zuverlässigen Nachrichten ist diese wahrscheinlich schon ausgestorbene Art des türkischen Volkstheaters in allen Literaturgeschichten und Darstellungen außer acht gelassen. Es wäre dringend zu wünschen, daß sich jemand einmal der Erforschung dieser Kunst an Ort und Stelle widmen würde. Vielleicht kann sich S., der das nötige Rüstzeug dazu besitzt und gute Verbindungen zu haben scheint, an diese wichtige Aufgabe machen.

1) So lautet die richtige Schreibung und Aussprache, nicht *oynu*, wie S. schreibt.

Pallis, A. A.: Greece's Anatolian Venture — and after. A Survey of the Diplomatic and Political Aspects of the Greek Expedition to Asia Minor (1915—1922). London: Methuen & Co. 1937. (XV, 239 S., 8 Abb., 1 Skizze.) gr. 8° 10 s. 6 d. Bespr. von G. Jäschke, Neubabelsberg.

Der unselige Streit um die Beteiligung Griechenlands am Weltkriege und um die Schuld am Zusammenbruch im anatolischen Feldzuge machte bisher eine wirklich objektive Geschichtsschreibung unmöglich, da auch nichtgriechische Autoren fast durchweg „venizelistisch" oder „konstantinistisch" eingestellt waren. Der Verf., der selbst an der makedonischen Gegenregierung (Sept. 1916) teilnahm, bemüht sich, nicht nur beiden Parteien gerecht zu werden, sondern auch an Hand aller einschlägigen Quellen unvoreingenommen und schonungslos die eigentlichen Ursachen der großen Katastrophe seines Heimatlandes aufzudecken. Seine streng wissenschaftliche Untersuchung führt zu dem vielleicht manchen Leser überraschenden Ergebnis, daß weit mehr als die sich so erbittert befehdenden Anhänger der beiden politischen Richtungen die Großmächte das Unheil heraufbeschworen haben, insonderheit England durch das im Einverständnis mit Frankreich und Rußland gemachte Angebot „bedeutender Gebietserwerbungen an der Küste Kleinasiens" (important territorial concessions on the coast of Asia Minor). Von jenem Tage (23. Januar 1915) führt eine gerade Linie über die Genehmigung der Landung in Smyrna (6. Mai 1919) zur Katastrophe im Herbst 1922, die an Umfang den Fall von Byzanz im Jahre 1453 übertrifft. Nicht die militärischen Sachverständigen der Entente, die nur daran dachte, einen neuen Verbündeten zu gewinnen, haben von vornherein vor den Folgen eines solchen Abenteuers gewarnt, wohl aber der heutige Führer Griechenlands, der damalige Generalstabschef Metaxas. Er hat in zwei Gutachten vom 27. und 31. Januar 1915 alle Gründe, die gegen die Annahme des „Danaergeschenkes" sprachen, klar und überzeugend dargelegt: der Mangel eines geschlossenen Siedlungsgebietes der anatolischen Griechen, ihre geringe Wehrfähigkeit gegenüber den

kriegserfahrenen Türken, die sich wie die Russen vor Napoleon nach Belieben zurückziehen und den Krieg verlängern konnten, die wirtschaftliche Abhängigkeit Smyrnas von seinem Hinterland u. a. m. Der Verf. macht England den schweren Vorwurf, trotz dieser Bedenken, die mit dem Ausscheiden Rußlands aus der Reihe der Feinde an Gewicht zunahmen, Venizelos ermutigt und Konstantin nicht ernstlich gehindert zu haben, sich Illusionen hinzugeben, anstatt ein greifbares Ziel zu verfolgen: die Gräzisierung Thrakiens. Noch unaufrichtiger sei die Politik Frankreichs, das während des Weltkrieges den stärksten Druck auf Griechenland ausübte, nachher seine Bündnistreue in dem wahnwitzigen Feldzug gegen die Bolschewisten auf die Probe stellte und dann die Rückkehr Konstantins als willkommenen Vorwand benutzte, um offen zum Feinde überzugehen. Aber auch die übrigen Mächte sind von Verantwortung nicht frei, wie der Verf. im einzelnen nachweist.

Dieser gründlichen Untersuchung, die einen wertvollen Beitrag zur griechischen Geschichte und auch zur Kriegsschuldfrage darstellt, folgt ein knapper Abriß der politischen Entwicklung Griechenlands von 1922 bis 1935, ein Kapitel über den Bevölkerungsaustausch, der eine gewiß sehr harte, aber letztlich doch heilsame Maßnahme war, und eine glänzende Charakteristik Konstantins und Venizelos', dessen schwere Fehler nicht zu leugnen seien, der aber noch einmal als ganz großer Staatsmann handelte, indem er den Mut zur Versöhnung mit der Türkei aufbrachte (1930).

Unter den vom Verf. benutzten Quellen, die er einer gewissenhaften Kritik unterzieht, vermißt man die vollständige Ausgabe der russischen Dokumente, die Otto Hoetzsch unter dem Titel „Die Internationalen Beziehungen im Zeitalter des Imperialismus" in deutscher Übersetzung herausgegeben hat. Verschiedene unrichtige Angaben über die Geheimverträge während des Weltkrieges zeigen, daß der Verf. auch die älteren Sammlungen nicht mit der ihm sonst eigenen Sorgfalt studiert hat. Kleinere Ergänzungen in der Darstellung der geschichtlichen Zusammenhänge ermöglichen die Werke von David Hunter Miller: My Diary at the Conference of Paris und von Biagio Pace: Dalla Pianura di Adalia alla Valle del Meandro. Für die Behauptung, daß die Zwangsumsiedlung der griechischen Küstenbevölkerung im Weltkriege Liman von Sanders veranlaßt habe (S. 166), bleibt der Verf. den Beweis schuldig. Daß Graf Sforza als italienischer Oberkommissar in Konstantinopel in die Pläne Mustafa Kemals genau eingeweiht war und ihm den „Paß nach Samsun"(!) erwirkte (S. 134f.), klingt zum mindesten unwahrscheinlich; Sforza selbst geht in seinem Buche „Gestalten und Gestalter des heutigen Europa" (Makers of Modern Europe) mit seinen Vermutungen nicht so weit. Griechenland hat am 30. Juni 1917 den Mittelmächten nicht den Krieg erklärt (S. 33), sondern nur die diplomatischen Beziehungen zu ihnen abgebrochen. Frankreich war im Dezember 1919 noch nicht zur Rückgabe Kilikiens bereit (S. 42); Georges Picot wurde damals desavouiert. Zahlreiche Fehler enthält die dem Buche beigegebene Zeittafel; recht gut dagegen ist der Index.

Voigt, Wolfgang: **Die Wertung des Tieres in der zarathuštrischen Religion.** München: Ernst Reinhardt 1937. (61 S.) 8^0 = Christentum und Fremdreligionen. H. 5. RM 2 —. Bespr. von Hch. Junker, Leipzig.

Diese Marburger Dissertation behandelt die im Awesta eine Rolle spielenden Tiere und versucht, das Besondere der iranischen „Tierverehrung" zu erfassen. Sie bekennt sich in ihren Voraussetzungen zu den am Schreibtisch ausgeklügelten Konstruktionen von L. Levy-Brühl und seiner Schule, ohne zu berücksichtigen, daß Kenner (s. Olivier Leroy, La raison primitive, Paris 1927) wesentlich anderer Meinung sind, als der Vf., der in einem Atem erklärt, sich eins wissen mit der „Idee"(!) einer Tiergattung(!) sei primitiv, und Tierverehrung und Totemismus komme besonders da vor, wo Völker „auch aus wirtschaftlichen Gründen" Interesse am Tier nähmen, oder (wie im Ägypten der Perserzeit), wo der Tierkult zum politischen Bekenntnis und Machtmittel wurde, so, wie auch im Nagualismus der Geheimbünde Innerafrikas (s. Umschau, Bd. 41 [1937] 911ff. über die „Leopardenmenschen"). Betrachtet man, wie der Vf. — aber nicht immer —, das Awesta „als einheitliches Ganzes", so muß das notwendig irre führen. Zum mindesten darf man dann keine Beurteilung des Tiers im „Gesamtbild der zarathustrischen Religion" erwarten, denn das Awesta als Ganzes ist eben nicht zarathustrisch, in welcher Erkenntnis dem Vf. auch die nicht benützte Schrift von Benveniste (The Persian Religion, Paris, 1929) hätte förderlich sein können. Für ihn sind aber Mazdaismus, Zoroastrismus und Magiertum alle mehr oder weniger dasselbe (s. S. 15, 20, 25, 48, 49 u. a.).

Die Arbeit macht leider den Eindruck des Unfertigen und rasch Zusammengelesenen. Sie beruht auch augenscheinlich nicht auf Kenntnis der Originaltexte (sonst könnte das Sad Darnicht, nur weil es unter Wests Pahlaviübersetzungen Aufnahme gefunden hat, als ein mittelpersischer Text bezeichnet werden und Bartholomaes Gāθā-Übersetzung nicht als dessen Gāθā-Ausgabe, die es bekanntlich ja auch gibt), und sie ist völlig, zum Teil bis in den Ausdruck hinein (S. 24f., 57f. u. ö.) von ihren Gewährsmännern abhängig. Auf iranistischem Gebiete kann man aber noch weniger, als anderwärts, mit Übersetzungen arbeiten, deren Richtigkeit man nicht nachprüfen kann, denn hier

stammen die Übersetzungen aus zu verschiedenen Zeiten und spiegeln zu verschiedene Auffassungen wieder, zu denen man selbständig muß Stellung nehmen können, will man sie verwenden. Der Versuch, nachzuweisen, daß die „Tierverehrung" im zarathustrischen Irān einer ausgesprochen „primitiven" religiösen Sphäre angehört, die mit der „prophetischen" verschmolzen worden sei, kann nicht als gelungen, ja nicht einmal als ernsthaft unternommen bezeichnet werden. Dazu wäre z. B. das Yt. 14, 35ff. über den *Vāryan*-Zauber (vgl. sogd. *v'ryn'y* „Geier") Gesagte zu interpretieren, hier aber auch wieder Textkenntnis nötig gewesen. Die Arbeit jedoch erörtert bloß — und nicht einmal vollständig — schon Bekanntes.

Bulsara, S. J.: The Laws of the Ancient Persians as found in the "Mātīkān ē Hazār Dātastān" or "The Digest of a Thousand Points of Law" translated with Introduction, Glossary and Index. Bombay: Fort Printing Press 1937. (105 und 767 S.) 4°. Re. 28 —. Bespr. von J. C. Tavadia, Hamburg.

Von dem bekannten oben erwähnten mittelpersischen Rechtsbuch, d. h. einer Sammlung verschiedener Rechtsgebräuche und Rechtsurteile aus der Sasanidenzeit, hatten wir bis jetzt nur die wenigen aber höchst kritischen Bearbeitungen einiger Auszüge daraus durch den hervorragenden Iranisten Bartholomae, dessen unerwarteter Tod diesen und anderen Arbeiten ein jähes Ende setzte. Mit dem vorliegenden Werk aber haben wir die erste vollständige Übersetzung. Bulsara ist, wie er sagt, oft anderer Ansicht als der deutsche Gelehrte; ob mit Recht oder nicht wird an dieser Stelle nicht untersucht. Hier wollen wir nur eine kurze Anzeige seiner Arbeit geben. — Die Übersetzung war bereits im Jahre 1914 vollendet, konnte aber jetzt erst gedruckt und herausgegeben werden. Außer der Übersetzung gibt B. auch die Umschrift auf der gegenüberliegenden Seite, leider aber nach der alten Methode Haugs, Wests und anderer. Trotzdem wird diese ebenso wie die Fußnoten dem Leser zeigen, wie B. das Original verstanden haben will. Das Wörterverzeichnis mit Stellenangaben usw. wird nicht nur für das Textstudium, sondern auch für das Pahlavistudium im allgemeinen von nicht geringem Wert sein. Derjenige, der sich nicht für die Sprache, sondern nur für die Sache interessiert, wird das alte Recht im englischen Gewande klar dargestellt finden. Die Einleitung wird ihm einen allgemeinen Überblick über die verschiedenen Hauptthemen des Gegenstandes geben, und das ausführliche Sachverzeichnis ihm die unendlich vielen in dem ganzen Werk verstreuten Einzelheiten zusammenfassen.

Südasien.

Scharpé, Adriaan Alberitz Maria: Bāṇa's Kādambarī. Vertaling van het Sanskrit in het Nederlands, van het Uttarabhāga en van gedeelten van het Pūrvabhāga, met inleiding, aantekeningen en lexicographisch Appendix. Proefschrift. Leuven: N. V. de Vlaamsche Drukkerij 1937. (XVI, 502 S.) gr. 8°. 32 Belgas. Bespr. von Hans Losch, Bonn.

Mit dieser Erstlingsarbeit führt sich der Verfasser in vortrefflicher Weise als Mitarbeiter auf dem weiten Felde der Indologie ein. Die Arbeit legt beredtes Zeugnis ab, sowohl von der Gediegenheit der erworbenen Kenntnisse, wie auch von der methodischen Gründlichkeit. Es wäre sehr zu begrüßen, wenn der Verfasser der Richtung dieser „Proefschrift" treu bleiben und auch fernerhin seine Arbeitskraft hauptsächlich der Erweiterung unserer Kenntnisse der altindischen Kunstpoesie (vor allem auch einmal nach der stilistischen und ästhetischen Seite) widmen könnte; denn gerade nach dieser Richtung bedarf unsere Wissenschaft noch sehr tiefer schürfender Erkenntnisse.

Die ausgedehnte Einleitung erfüllt nahezu alle Wünsche, die man hegt. Zunächst behandelt der Verfasser die Zeit Bāṇas, dann Leben und Werke. Wir begegnen einer sorgfältigen, kritischen Verarbeitung der einschlägigen Literatur. Nur im ersten Abschnitt vermißt man vielleicht ein kurzes Eingehen auf Śivaprasad Bhattacharyas Aufsatz "Subandhu or Bāṇabhatta, who is earlier?" in "Indian Historical Quarterly" V. 699ff., der neben der Frage der Priorität durch Einbeziehung rhetorischer Anschauungen in seine Argumentation einer kritischen Würdigung wert erscheint.

Im weiteren Verlauf der Einleitung werden wir mit Bāṇas Stellung in der späteren Sanskritliteratur vertraut gemacht. Durch die Verarbeitung alles erreichbaren Materials gelangt Scharpé über seine Vorgänger hinaus. Eine kleine Berichtigung sei hier gegeben betr. der Übersetzung von Maṅkha XXV. 60 (S. 45). Die Wiedergabe von Dhvani mit „gesuggereerde betekenis" trifft den Sinn m. E. nicht. Es soll hier offenbar auf die Dhvanilehre der Poetiker angespielt werden, und Dhvani ist hier die „Lehre vom Unausgesprochenen", wie es denn E. Kreyenborg in ihrer Dissertation „Der XXV. Gesang des Śrīkaṇṭhacaritam des Maṅkha" (Münster 1930) S. 48 auch richtig übersetzt hat.

Im Abschnitt über die literarischen Quellen hat Scharpé die Untersuchungen von Cartellieri und Thomas über die Beziehungen der Vāsavadattā Subandhus zu Bāṇas Kādambarī sorgfältig fortgesetzt und dabei eine weitere Liste von 43 stilistisch ähnlichen Stellen, hauptsächlich aus dem Pūrvabhāga der Kādambarī, zusammenstellen können. Diese Liste sowie die weiter aufgezeigten Ähnlichkeiten im Ausdruck in Harṣacarita und Kād. sowie innerhalb der letzteren selbst werden für eine künftige Be-

handlung des Stils Bāṇas wertvolles Rüstzeug liefern.

Eine besonders dankenswerte Bereicherung unseres Wissens enthält der letzte Abschnitt der Einleitung, der sich mit der Kād. als Quelle für unsere Kenntnis der indischen Kulturgeschichte befaßt. Wenn auch schon früher vereinzelte darin erwähnte Punkte in den Einleitungen der einzelnen Ausgaben zu finden sind, so gebührt doch Scharpé das Verdienst, diesen Gegenstand zum ersten Male systematisch behandelt zu haben. Das Ergebnis ist reich und mannigfaltig für Geographie, Literatur (Nītiśāstra), Ritual, Philosophie, Sektengeschichte (Durgāverehrung), Volksglaube, gesellschaftliche Zustände und nicht zum wenigsten für die Mythologie. Gerade die Anspielungen auf die letztere sind in einem alphabetischen Namensverzeichnis zusammengestellt (S. 98—104), was jeder, der sich im Urwald indischer Mythologie zurechtfinden will, dankbar begrüßen wird. Die Einleitung wird abgeschlossen mit einer vollständigen Bibliographie des Handschriftenmaterials und der Textausgaben sowie der Studien über Bāṇa (108—127).

Die Übersetzung ist, im Gegensatz zu der Riddings, vollständig. Sie ist mit Sorgfalt und Verantwortungsbewußtsein ausgeführt, wovon auch die Anmerkungen (367—92) Zeugnis ablegen. Über den Wert der Übersetzung als Sprachkunstwerk vermag ich, mangels der erforderlichen Sprachkenntnisse, nicht zu urteilen. Aus dem Pūrvabhāga sind 24 Stücke vollständig übersetzt. Daran schließt sich zunächst eine Zusammenstellung aller Stellen der Kād., dann folgt ein lexikographischer Anhang, der die wesentlichen, im pw. nicht aufgeführten Worte behandelt. Damit ist ein Wunsch erfüllt worden, den jeder Leser eines schwierigen Textes hegt, der aber nur in allzu seltenen Fällen Berücksichtigung findet. Mit einer Konkordanz der wichtigsten Textausgaben schließt das Werk, das ein seiner Gediegenheit entsprechendes Gewand erhalten hat.

Mit diesem Buch verfügen wir nunmehr über das derzeit beste Werk über die Kād. Dieser Umstand allein läßt es, in Anbetracht der literarischen Bedeutung der Kād., als wünschenswert erscheinen, daß sich jeder Indologe mit seinem Inhalt vertraut macht, wobei allerdings die ungewohnte Sprache ein gewisses Hemmnis sein wird. Hoffentlich fährt der Verfasser auf dem eingeschlagenen Wege fort und beschenkt uns bald mit einer vertieften Würdigung der Kād. als Kunstwerk, dem einzigen Punkt, dessen Behandlung man schmerzlich vermißt.

Bibliographie Bouddhique VII—VIII, Mai 1934—Mai 1936 par A. J. Bernett Kempers, G. L. M. Clauson, Paul Demiéville, Nalinaksha Dutt, Betty Heimann, Hôryû Kuno, M. Lalou, L. dela Vallée Poussin, E. J. Lévy, R. Lingat, J. Przyluski, C. Régamey, Otto Stein, Tran van Giap, James R. Ware. — Rétrospective: L'œuvre complet de Sylvain Lévi, Bibliographie par Maurice Maschino, Index par Nadine Stchoupak. — Paris: Librairie d'Amérique et d'Orient Adrien Maisonneuve 1937. (XII, 183 S.), 120 Fr. Bespr. von Heinrich Zimmer, Heidelberg.

Die 910 Nummern dieser bewährten Bibliographie für den Zeitraum zweier Jahre, die sich insgesamt auf 460 Verfasser und kritische Referenten verteilen, erweisen den Umfang der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Buddhismus in den verschiedensten Weltteilen und die Notwendigkeit einer fortlaufenden bibliographischen Übersicht, wie sie hier im 7. und 8. Jahrgang vorgelegt wird. Die Aufteilung des Stoffs hat sich gegen frühere Jahrgänge nicht verändert; dabei entfallen 42 Nummern auf Généralités, 94 auf Editions, Traductions, Dictionnaires, Glossaires, 140 auf Philologie et Exégèse. Die Ziffern der weiteren Stoffgebiete sind: Histoire et Expansion 129, Doctrine et Philosophie 113, Légendes, Culte, Magie, Discipline 46, Art, Archéologie, Epigraphie 288, Actualités 58. — Bei wesentlicheren Büchern und Abhandlungen unterrichten knappe und gediegene, mitunter kritische Referate über den Inhalt: so füllt sich das Rahmenwerk kataloghafter Aufzählung mit substanziellen Überblicken über den Fortschritt der Forschung.

Besonders eingehende Referate vermitteln die Ergebnisse japanischer Publikationen, die ohne sie unzugänglich blieben. Als Jahresgabe von besonderem Wert enthält der Band eine „Rétrospective: L'œuvre de Sylvain Lévi", eine liebevoll gearbeitete Bibliographie, die das umfassende Lebenswerk des Verstorbenen in 354 Nummern verzeichnet und durch einen äußerst reich ausgearbeiteten Schlagwörter- und Namenindex ideal erschließt.

Annual Bibliography of Indian Archaeology for the Year 1935, published with the aid of the Government of Netherlands India, the Imperial Government of India, the Governments of H. E. H. the Nizam of Hyderabad, H. H. the Maharaja of Jammu and Kashmir, H. H. the Maharaja Gaekwar of Baroda, H. H. the Maharaja Holkar of Indore, H. H. the Maharaja of Travancore, H. H. the Nawab of Bhopal, H. H. the Maharaja of Cochin, and the Government of Ceylon. Volume X. Leyden: E. J. Brill 1937. (XII, 161 S., XIII Taf.) 4°. Bespr. von H. Zimmer, Heidelberg.

Der bibliographische Hauptteil des bewährten Unternehmens umfaßt für das Jahr 1935 im Ganzen 832 Nummern (1934: 847), die sich folgendermaßen verteilen: I. General 1—36; II. India: Archaeology and Art History 37—147, Architecture and Sculpture 148—188, Painting 189—224, Iconography 225—251, Palaeography, Epigraphy 252—336, Chronology 337—358, Ancient History 359—484, Ancient Geography 485—532, Numismatics 533—555, III. Ceylon 556—568, IV. Further India 569—633, V. Indonesia 634—685, VI. Adjoining Territories: Western and Central Asia 686—795, The Far East 796—832.

Die Introduction gibt, wie üblich, Rechenschaftsberichte über Fortschritte und Neuigkeiten auf Einzelgebieten aus der Feder von Spezialisten. Für den

Archaeological Survey of India erstattet sein neuer Direktor R. N. Dikshit den Jahresbericht; R. Burn gibt Mitteilungen über Grabungen, Museen, Münzfunde und Veröffentlichungen betr. Vorderindien; C. Law steuert eine Bibliographie zur altindischen Geographie bei. Den interessantesten Beitrag liefert E. Mackay über die amerikanischen Grabungen in Chanhu-Daro, etwa 80 miles südsüdöstlich von Mohenjo-Daro. Die Hauptgrabungen an Mound II legten etwa 13 feet unter dessen Spitze (unter einer Schicht von Yhukar-Keramik) die Harappa und Mohenjo-Daro entsprechende Schicht frei. Skelettfunde fehlen, nur ein Schädel fand sich. Steinperlen und Steinware verschiedener Art scheinen gegenüber der Verwendung von Kupfer in den Hintergrund gedrängt; bemerkenswert sind zahlreiche Tonfiguren der Muttergöttin, zu denen Tauben gehören. Die Siegelsteine (zugleich augenscheinlich Amulette) zeigen den urus-ox im Profil mit einem Horn, vor ihm eine geflochtene Votivgabe. Auf großen Wasserkrügen findet sich oft der Pfauenfries. Steinperlen, Tonspielzeug scheinen hier für Export gearbeitet worden zu sein. Wasserleitung und Kanalsystem der Häuser waren vorbildlich: "there is no doubt that the sanitary system of the ancient Indus cities surpassed any other of contemporary date, and it is quite safe to say that it was superior to that in many modern oriental cities . . ." — H. L. Srivastava berichtet von der Geschichte und Wiederherstellung des Forts von Lahore, das Akbar erbaute und in dem Aurangzeb starb. — G. Yazdani bespricht archäolog. Arbeiten in Hyderabad-Deccan: die Konservierung von Ajanta cave 26 und des brahman. Felstempels von Bhokardan (Aurangabad Distr.) — Hirananda Sastri gibt Hinweise auf Betätigung des Archaeol. Department of Baroda State in Amreli, Mûla-Dvârakâ und Kâmrej. — M. B. Garde berichtet von Ausgrabungen am Tempel von Gyaraspur (Gwalior), S. Paranavitana von Inschriften auf Ceylon, darunter 205 neuaufgenommenen in Brâhmîschrift an buddhist. Klosterhöhlen (Namen von Stiftern). — Ch. Duroiselle skizziert an Hand von Kleinfunden Epochen und Strömungen der birmanischen Kunst von 1056 (Eroberung von Thaton, Hauptstadt der Mon) bis ins 14. Jahrhundert. — H. G. Quaritch Wales behandelt die Ausgrabungen der II. Expedition des Greater Indian Research Committee in Śrî-Deva (heute Si T'ep) in Siam (Stadtanlage, Vishnuziegeltempel in der Stadtmitte, der, unähnlich späteren hinterindischen Bauten, am meisten dem Ziegeltempel von Bhitargaon (Cawnpore Distr. 5./6. Jahrh. n. Chr.) gleicht und spätestens aus dem 1. Viertel des 6. Jahrh. sein dürfte). Daneben Plastik im Guptastil. — G. Coedès berichtet von Angkor Vat, daß es dort, nach ähnlichen Funden in Pràsàt Ak Yom u. Bayon, gelungen ist, 23 m unterm Boden des Hauptturms auf dem Niveau des umgebenden Landes das Grundsteindepositum (runde Goldblättchen aus mehreren Lamellen) auszugraben. Der Fund deutet darauf, daß Angkor Vat, ehe es zum Grabmal des in Vishnu vergotteten Königs Sûryavarman II wurde, ein Vishnutempel war, worauf auch die Einzelfiguren seiner avatâras hinweisen. — H. Mauger gibt eine detaillierte Beschreibung des von ihm restaurierten Asram Mahàrosèi, der, javanischen Bauwerken verwandt, ein bemerkenswertes Stück der Pré-Angkorzeit ist. Gegenüber den anderen Tempeln der Khmerfrühzeit aus Ziegelkern mit Hausteinmantel, ist er massiv aus Basalt gehauen und bedeutet das Überbleibsel einer frühen Einflußwelle vorderindischer Baukunst der großen Felstempel. — F. D. K. Bosch gibt einen knappen Tätigkeitsbericht der Archäologie in Niederländ. Indien, und J. H. Kramers steuert für Iran Buchbesprechungen von E. Herzfelds "Archaeological History of Iran" und Sir Aurel Steins "Archaeological Tour in the Ancient Persis" bei.

Weck, Dr. med. Wolfgang: **Heilkunde und Volkstum auf Bali.** Stuttgart: Ferdinand Enke 1937. (XII, 248 S., 27 Abb.) 8°. RM 19 —., geb. 20.60. Bespr. von R. F. G. Müller, Einsiedel, Bez. Chemnitz.

Diese umfassende Monographie stützt sich auf unmittelbare Erfahrungen und mündliche Auskünfte während einer vierjährigen Tätigkeit des Verfassers als Hoofd-Gouvernementsarzt auf Bali, ferner auf einheimisches Schrifttum und wissenschaftliche Auswertungen. Aus einer volkskundlichen Grundlage, welche auf dem Gebiet des Geschlechtslebens, des sogenannten Zauberwesens usw. breiter ausgeführt ist, wird die Heilkunde nach der Eigeneinstellung der Ärzte auf Bali entwickelt. Dabei ist eine wesentliche Abhängigkeit von der altindischen Medizin offensichtlich, wie in dem theoretischen Gegensatz zwischen Wärme und Kälte, dem Wechselbezug der Großwelt mit der Kleinwelt, vor allem in einem Vorherrschen der Lehre von den fünf *mahābhūtas*: Raum, Wind, Feuer, Wasser und Erde. Von letztem fassen die Baliärzte die drei Mittelglieder in ihrer Pathologie als die drei Schmutzstoffe (*mala*) zusammen, vielleicht in Anschluß an Lehren, wie sie die Caraka-Saṃhitā śā° 6, 17 bietet. Der Ausdruck Tri-doṣa (Drei Fehler), welcher sich auf einen wesentlichen Anteil der altindischen Pathologie bezieht, soll jedoch auf Bali so gut wie unbekannt sein oder nur ausnahmsweise verwandt werden. Der Vorgang spricht für Einwirkungen einer Ärzteschule, welche den Ätreyalehren nahestand und schon bei der ersten indischen Einwanderung (nach Korn vor dem 5. Jahrh.) Einfluß gewonnen haben kann. Daneben zeigen sich in der Medizin von Bali Erscheinungen buddhistischer Färbung; die Gegenüberstellung der Formel *Daśākāro-vaśī* mit der balischen „*Daçabayu*" klärt die Ähnlichkeiten mit der lamaischen Medizin auf.

Ostasien.

Ambolt, Nils: **Karawanen.** Im Auftrage Sven Hedins durch Innerasien. Mit einem Geleitwort von Sven Hedin. Leipzig: F. A. Brockhaus 1937. (191 S., 100 Abb., 1 Kte.) gr. 8°. RM 7.30; geb. 8 —. Bespr. von F. Weller, Leipzig.

Fünf Jahre lang, von 1928—1933, war Ambolt Mitglied der letzten, großen Expedition Sven Hedins nach Zentralasien, und der vorliegende Band berichtet in gut lesbarer deut-

scher Übersetzung von demjenigen Teile dieses Unternehmens, das durchzuführen teils Ambolt allein, teils ihm zusammen mit Norin übertragen wurde. Die Forschungsreisen erstreckten sich über riesige Gebiete. Von Urumtschi ging es in das Kurutag-Gebirge und über Turfan wieder zurück zum Ausgangspunkte. Daran schloß sich eine gewaltige Fahrt, die von Urumtschi auf der alten Handelsstraße nördlich der Taklamakan-Wüste über Karaschahr, Kutscha nach Aksu ging. Von hier aus wurde in südlicher Richtung die Taklamakan-Wüste durchquert. Vom Endpunkte dieses Zuges, Chotan, aus wird das südlich gelegene Tschangtang nach Süden, Osten und Norden durchforscht. In Tschertschen stößt Ambolt wieder auf die alte Handelsstraße, die südlich der Taklamakan-Wüste seit alter Zeit China mit dem Westen verbindet. Er wendet sich zurück nach Chotan, und von da geht es in einem gewaltigen Marsche über die Gebirge nach Leh und Kaschmir, von wo aus Ambolt die Heimreise antritt.

Das vorliegende Buch zielt nicht darauf ab, die wissenschaftlichen Ergebnisse der Reise nach Seiten der Kartenaufnahme, der meteorologischen, geologischen, magnetischen Beobachtungen, der Messungen über Erdschwere, der botanischen und volkskundlichen Sammlungen zugänglich zu machen. Es wendet sich an einen sehr groß gedachten Kreis interessierter Menschen, die sich in leichter Form über die allgemein menschlichen Erlebnisse und Eindrücke der Reise unterrichten wollen. Sie sind hier in einer ansprechenden Form erzählt. Ohne wissenschaftliches Beiwerk werden hier einem weiten Kreise von Lesern lebendige und mannigfaltige Bilder von Land und Leuten, den Freuden und Nöten des Forschungsreisenden vermittelt. Mit warmherziger Güte und versöhnendem Humor schildert der Verfasser seine Erlebnisse mit Chinesen und Angehörigen anderen, stammfremden Volkstums. Selbst dort, wo der Verfasser das Grauen des Tunganenaufstandes erlebt, bleibt ihm sein befreiender Humor erhalten.

Das Buch ist wahrhaftig geschrieben, und man kann ihm nur wünschen, daß es in dem weiten Kreise, für den es gedacht ist, eine große Verbreitung fände, auch unter unserer Jugend.

Die guten Aufnahmen, welche dem Buche beigegeben sind, werden auch dem Wissenschaftler willkommen sein.

Gundert, Wilhelm: **Japanische Religionsgeschichte.** Die Religionen der Japaner und Koreaner in geschichtlichem Abriß dargestellt. Tôkyô: Japanisch-Deutsches Kulturinstitut, Stuttgart: D. Gundert Verlag 1935. (XVIII, 267 S., 44 Taf., 5 Ktn.) 8°. RM 7.50; geb. 9 —. Bespr. von A. Wedemeyer, Leipzig.

In dem klugen, gehaltvollen Geleitwort an der Spitze seines Buches bezeichnet Gundert dieses als einen religionsgeschichtlichen Abriß. Er macht nicht den Anspruch, „ein abschließendes Gesamtbild der religiösen Entwicklung der Japaner und Koreaner zu geben". Er verfolgt lediglich den Zweck, „über das Gebiet, das der Bearbeitung harrt, einmal gründlich zu orientieren, d. h. die Gegenstände, um deren Erforschung es sich im einzelnen handelt, deutlich beim Namen zu nennen, jedem seinen geschichtlichen Ort zuzuweisen und damit seine größere oder geringere Bedeutung für das Gesamtbild klarzustellen". Er verzichtet auf „jede liebevolle Ausführlichkeit", denn eingehendere Behandlung des schon Vertrauten hätte bei der Menge des gleich Wichtigen aber noch ungenügend Erforschten „das Gleichgewicht des Gesamtbildes gestört".

Dieses Programm kennzeichnet die Eigenart des Buches, wie es zutreffend sein Erscheinen rechtfertigt. Sein erster Teil, „Die Religionen der Japaner in ihrer geschichtlichen Entwicklung", darf in der Tat die erste japanische Religionsgeschichte in deutscher Sprache genannt werden, ohne daß man damit etwa der gediegenen, aber mehr systematischen als historischen Darstellung des Shintô und des japanischen Buddhismus von Florenz bei Chantepie de la Saussaye (4. Aufl. 1925) Unrecht tut. Und auch, wer Anesakis schöne History of Japanese Religion (1930) kennt, wird Gunderts „Abriß" mit Gewinn lesen. Strenger auf das eigentlich religionsgeschichtliche Gebiet sich beschränkend vermittelt Gundert aus diesem bei engerem Raume (187 gegen 409 Seiten) auch dank einer knappen, beherrschten Sprache, dem Leser weit mehr Einzeltatsachen, so daß sein Sach- und Namenverzeichnis etwa 2600 Gegenstände (gegen etwa 1300 bei Anesaki) aufweist. Dabei gelingt es ihm aber auch, durch eine sehr überlegte und eingehende Gliederung des Stoffes und durch suggestive, die jeweilige religiöse Gesamtlage kennzeichnende Überschriften den allgemeinen Verlauf, die Vielgestaltigkeit und die innere Folgerichtigkeit der religiösen Entwicklung überaus klar herauszustellen.

Gundert gliedert die geschichtliche Entwicklung der japanischen Religionen in drei Zeiträume: Alleinherrschaft des Schintoismus und erstes Eindringen des Konfuzianismus und Taoismus (bis 552 n. Chr.), Vorherrschaft des Buddhismus (552 bis 1549), Die japanischen Religionen in der Auseinandersetzung mit dem Abendland (seit 1549).

Im ersten Zeitraum nimmt, wie billig, der Abschnitt „Der ursprüngliche Schintoismus" den breitesten Raum ein. Als „Elemente", aus deren Verschmelzung der nationale Götterkult Japans entstanden sei, werden angenommen: 1. ein primitiv-ungeschichtlicher Natur- und Seelenkult, 2. mit Geschichte verknüpfte Ahnen- und Heroenverehrung, 3. den beiden ersten Elementen an praktisch kultischer Bedeutung weit nachstehend, die primitivem Spekulationsbedürfnis entsprungene Vorstellung von Urvätern und Urpaaren. Das ist m. E. sehr glücklich formuliert, ebenso wenn von der schintoistischen Mythologie gesagt wird, daß „die geschichtlich-politische Tendenz schließlich die Leitung im mythologischen Denken übernahm" und daß „geschichtliche Tradition und Göttermythe in eines floß". Von solchen Ausgangsstellungen aus gelingt Gundert eine vorsichtige Schilderung des alten Shintoismus, die dem Quellenbefunde in der Tat gerecht wird und von eingehenderer Einzelforschung kaum viel Widerspruch erfahren wird. Auch ein frühes Eindringen konfuzianischer, nicht nur taoistischer Einflüsse wird richtig beobachtet.

Im zweiten Zeitraum gibt Gundert mit seinen Abschnitten „Die Anfänge des Buddhismus (552—593)" und „Buddhismus, Konfuzianismus und Schintoismus im Gleichgewicht (593—710)" kaum Neues. Um so mehr wird der nächste Abschnitt „Blüte des Buddhismus in der Nara-Zeit (710—794)" fesseln. Denn hier gelingt es dem Verfasser, indem er auf knappstem Raum in nur wesentlichsten Zügen das Gemeinsame und das Trennende im Gedankengehalt der verschiedenen Richtungen des indischen und chinesischen Buddhismus darlegt, mit solcher Sicherheit und Klarheit die Ansatzpunkte, an die der japanische Buddhismus anknüpft, aufzuzeigen und daraufhin den japanischen sechs Schulen des Narabuddhismus ihren „geschichtlichen Ort" zuzuweisen, daß der Leser sich seiner Führung in dieses schwierige Gebiet gern anvertrauen wird. Auch im nächsten Abschnitt unter der richtungweisenden Überschrift „Herrschaft des Mahāyāna-Buddhismus als scholastisch-magische Hierarchie und synkretistische Vulgärreligion (794 bis 1175)" bewährt Gundert seinen Blick für das Wesentliche in komplexen Erscheinungen. So wenn er das dogmatische System der Tendai-Sekte nicht als Eklektizismus, sondern als System der Systeme darstellt, in dem alles irgend Denkbare Platz finden soll, nur daß es der richtige Platz sei, und wenn er aus der in dieser Fülle gebotenen Rangordnung das Dogma der Lehrstufung ableitet und das ganze System in den drei Wahrheiten über das Verhältnis des Absoluten und der Erscheinungswelt gipfeln läßt. Nicht weniger glücklich ist es, wie er die so leicht ungünstig zu beurteilende Lehre der Shingon-Sekte als letzten entschiedensten Schritt des Mahāyāna „in der Richtung auf religiöse Wertung der illusorischen Welt der Erscheinung" auffaßt und schildert. Man wird kaum an anderer Stelle so wie in der knappen, nur das Entscheidende hervorhebenden Darstellung Gunderts von der Geschlossenheit und Folgerichtigkeit beider Lehrsysteme, ja ihrer dogmatischen, religiösen und geschichtlichen Notwendigkeit, überzeugt werden. — Ich übergehe, was Gundert hier über die Buddhisierung der Kami-Religion zu sagen hat und über „Spekulative Bearbeitung und erwachende Selbstbesinnung des Schintoismus" im nächsten Abschnitt.

Dieser (1175 bis 1549) wird bei Gundert dem Titel „Vereinfachung und Vertiefung des Buddhismus zu persönlicher Laienreligion" unterstellt. Das Aufkommen der Amida-Sekten, der Zen-Sekte und der Nichiren-Sekte, schon oft dargestellte Vorgänge, erscheinen bei Gundert doch noch in mancher Hinsicht neu beleuchtet und in den lebendigen Zug der Entwicklung hineingerückt. Wie lebhaft er sich mit der Problematik immer wieder ohne weiteres berichteter Tatsachen auseinandersetzt, zeigt sich z. B., wenn er das Aussprechen des Buddhanamens, das Nembutsu, bei den älteren Sekten als Form der Meditationspraxis, dagegen seine scheinbare Veräußerlichung zur bloßen Anrufung in der Jōdo-Sekte und in der Shinshū als Ausdruck des Glaubens wertet. Ebenso hebt er den Erlebnischarakter der Meditationsübung in der Zen-Sekte nachdrücklich hervor und kennzeichnet so schlagartig und überzeugend die neue religiöse Haltung gegenüber einer längst geübten Praxis.

Indem Gundert den dritten Zeitraum von 1549 bis zur Gegenwart unter dem Titel „Die japanischen Religionen in der Auseinandersetzung mit dem Abendland" zusammenfaßt und weiter in die Abschnitte „Nationale Versteifung des religiösen Lebens gegen abendländische Einflüsse (1549—1868)" und „Die große Erschütterung durch das Einströmen abendländischer Weltanschauung (seit 1868)" teilt, erscheinen bei ihm neben dem Eindringen und Wiederausscheiden des Christentums im 16. und 17. Jahrhundert mittelbar auch Vorgänge wie die Pflege des Konfuzianismus und die Ordnung und Bevormundung des Buddhismus durch die Tokugawa und anderes als Akte solcher Auseinandersetzung. Dies und einige Untertitel, wie z. B. „Der Buddhismus als

Parochialsystem", „Verselbständigung des Schintoismus zu religiös-philosophischer Weltanschauung, nationalistischem Kult und prophetisch-ethischer Sektenreligion" und „Vulgärreligion und Aberglaube", mögen zeigen, wie auch hier Gundert die Akzente etwas anders setzt als frühere Darsteller. Im übrigen genügt zu sagen, daß auch in diesen Abschnitten seine Darstellung sich durch Prägnanz und inneren Reichtum auszeichnet und daß sie im Schlußabschnitt „Die Reaktion des schintoistischen Weltbewußtseins" an allerneueste geistige Bewegungen und damit an die Hintergründe sozialer und politischer Erschütterungen der neuesten Zeit heranführt.

Der zweite Teil des Buches „Die Religionen der Koreaner" ist ganz kurz (17 Seiten), vermutlich durch das ausführlichere Buch von Clark, Religions of old Korea (New York 1932), welches Gundert nicht mehr benutzen konnte, z. T. überholt, aber als erste und Neues bietende Gesamtdarstellung aus schwer zugänglichen Quellen äußerst dankenswert.

Eine Statistik der Religionen in Japan nach amtlichen Aufnahmen von 1933 und 1934, ein Verzeichnis der einschlägigen Schriften in europäischen Sprachen (für die chinesischen und japanischen Quellen wird leider auf Anfrage beim Japanisch-Deutschen Kulturinstitut verwiesen), sehr ausführliche Sach- und Namenverzeichnisse, fünf Landkarten mit den religionsgeschichtlich wichtigen Ortsnamen machen das Buch auch als Nachschlagewerk geeignet.

Aber man möchte wünschen, daß das inhaltreiche Buch mit seiner Einfühlung in fremdes Geistesleben, mit seiner herben Strenge und verhaltenen Wärme auch Leser fände, Leser nicht nur unter den Fachleuten. Indem das Buch das Ringen eines begabten Volkes um hohe geistige Güter schildert, um die gefühlsbetonte Verklärung des eignen Volkstums, um ein aus halbverwandter Antike übernommenes verstandesmäßig unterbautes Persönlichkeits- und Menschheitsideal und um eine ursprünglich artfremde Erlösungsreligion, wird es (Gundert selbst deutet es an) gerade im heutigen Deutschland manchem etwas zu sagen haben.

---

1. **Beaujard,** André: **Les Notes de Chevet de Séi Shônagon' Dame d'Honneur au Palais de Kyôto.** (Traduction in extenso de l'ancien texte japonais.) Avec une préface de Son Excellence M. Adatci. Paris: G.-P. Maisonneuve 1934. (XXII, 329 S.) gr. 8°. 80 Fr.

2. **Beaujard,** André: **Séi Shônagon', son temps et son œuvre.** (Une Femme de Lettres de l'Ancien Japon.) Avec une préface de M. Revon. Paris: G.-P. Maisonneuve 1934. (III, 377 S.) gr. 8°. 80 Fr. Bespr. v. W. Gundert, Hamburg.

1. Die männlich harten Züge, die uns das heutige Japan zeigt, dürfen nie darüber hinwegtäuschen, daß dieses Volk auch eine ganz andere Seite in seinem Wesen hat, eine weibliche Zartheit, die nicht allein der japanischen Kunst in allen ihren Äußerungen einen besonderen Stempel aufdrückt, sondern die auch den gesamten Verkehr der japanischen Menschen untereinander weithin mitbestimmt, ja ihre Lebensauffassung überhaupt stets in die Richtung eines mehr oder weniger spielerischen Ästhetizismus abzubiegen droht. Wie tief dieser weiblich weiche Zug im japanischen Wesen wurzelt, das beweist am klarsten die Zeit, in der er die unbestrittene Herrschaft ausübte, jene einzigartige Periode höfischer Kultur in der alten Kaiserstadt Heian, in der der ästhetische Takt, die liebevolle Versenkung in den Gefühlswert jeder kleinsten Erscheinung, das *Mono no Aware*, mehr galt als Sittenstrenge, als Frömmigkeit oder auch als das platt Nützliche. Wohl brach das zarte Gebilde der Heiankultur unter den harten Schlägen kriegerischer Fäuste zusammen, aber die Neigung des japanischen Menschen zu ästhetischem Feinsinn ließ sich damit nicht ausrotten, sie hielt sich in der Tankadichtung, in den bildenden Künsten, sie brach mächtig hervor im Nôtheater, im Jôruri, im Puppenspiel, im Haikai, und sie macht sich auch heute in Kunst und Literatur immer wieder geltend.

Darum hat es mehr als antiquarisches Interesse, wenn André Beaujard die „Kopfkissenhefte der Dame Sei Shônagon", das echteste, lebendigste und inhaltsreichste literarische Zeugnis der Heianzeit, die der europäischen Welt bisher nur zu zwei Dritteln bekannt waren, ihr zum ersten Mal durch eine vollständige und wissenschaftlich gründliche Übersetzung zugänglich macht. Sein Werk stellt sich dadurch gleichwertig neben das von Arthur Waley, der uns die einzige vollständige Übersetzung des großen Romans dieser Zeit und dieses Hofkreises, des Genji Monogatari von Murasaki Shikibu, geschenkt hat.

Die Übersetzung ist eingeleitet durch ein Vorwort des japanischen Botschafters Adachi, das den „eminent repräsentativen Charakter" der Kopfkissenhefte für die Kultur der Heianzeit hervorhebt, und durch eine zwölf Seiten umfassende „Introduction", welche die Beachtung des Japanologen verdient, weil hier der Übersetzer selbst über die Grundsätze seiner Arbeit in vorbildlicher Weise Rechenschaft ablegt. Seine Bemerkungen über die beinahe hoffnungslose Schwierigkeit, das Japanische, zumal das jener Zeit und dieser Verfasserin in eine europäische Sprache zu übertragen, und die

Bescheidenheit, mit der er infolgedessen seinen eigenen Versuch beurteilt, machen ihm alle Ehre. Wir können mit ihm fühlen, wenn er als Franzose die Unmöglichkeit beklagt, die bloß andeutende Unbestimmtheit und duftige Nebelhaftigkeit des Originals in einer Sprache wiederzugeben, deren erste Forderung auf „précision" geht, die zur Nennung des Subjekts, zu persönlichen Fürwörtern, zur Unterscheidung von Geschlecht und Zahl zwingt. Wir können daran die Überlegung knüpfen, daß unser Deutsch mit seiner grammatischen Beweglichkeit in dieser Hinsicht entschieden näher an das japanische Original heranzukommen vermag, werden es aber beim Lesen umgekehrt dem Französischen lassen müssen, daß es mit seiner leichten Wohlgefälligkeit und seinem leuchtenden Glanze wohl besser als andere europäische Sprachen dem heiteren Farbenspiel des Originals und dem spielerischen Geist jener „société frivole et brillante" entspricht. Immerhin haben wir die „Lieder des Prinzen Vogelfrei", aus deren Stimmung heraus auch ein deutscher Übersetzer wohl vermöchte, eine gangbare Brücke zu Sei Shônagon hin zu schlagen. Jedenfalls wird ein gewissenhafter Arbeiter aus solchen Überlegungen entnehmen, daß jede europäische Sprache sich den Weg zum japanischen Original selbst zu bahnen hat, daß es eine Versündigung an drei Sprachen wäre, wollte nun wieder einer hergehen und nach dieser französischen Übersetzung eine deutsche anfertigen, die er dann als eine solche des Makura no Sôshi ausgibt.

Für die Umschrift der japanischen Namen hat sich der Verfasser sein eigenes System geschaffen, das dem Verständnis des französischen Lesers entgegenkommt. Er schreibt Tsourézouré-gouça, Shighémaça, Shin'tchōūnagon, Souicéi. Es ist begreiflich, wenn ihm bei diesem mühsamen Buchstabenspiel gelegentlich Fehler unterlaufen. Besonders die Längestriche sind nicht immer richtig angewandt. Sie wirken obendrein unschön, und man wundert sich, warum er als Franzose nicht den weit gefälligeren und dazu passenderen Zirkumflex anwendet. (Passender, weil der Längestrich nach altem Herkommen eine entbehrliche Zutat ist, die nur im Bedarfsfall, z. B. für die Prosodie, angewandt wird, während die sogenannten langen *o* und *u* des Japanischen streng genommen Doppelsilben sind und als solche eines Zeichens bedürfen, das genau so untrennbar zum Buchstaben gehört wie der französische Zirkumflex).

Als Grundlage für die Übersetzung benützt der Verfasser den von Mizoguchi Hakuyô herausgegebenen Text, wozu er im Zweifelsfalle noch den von Kaneko Motoomi heranzieht. Wie gründlich auch die in der ausführlichen Bibliographie angeführten Werke zu Rate gezogen worden sind, beweisen die Fußnoten unter der Übersetzung.

Daß diese selbst volles Vertrauen verdient, mag schon aus dem Gesagten hervorgehen. Möchte man einmal anderer Meinung sein als der Verfasser, so handelt es sich bestimmt um Stellen, in denen die Entfernung zwischen dem ursprünglichen Wortlaut und den Möglichkeiten, die das Französische bietet, so groß ist, daß man eine voll befriedigende Lösung überhaupt nicht finden kann. Man wird auch stets bemerken, daß der Übersetzer sich der Schwierigkeit der Lage und der Anfechtbarkeit der dargebotenen Lösung voll bewußt ist. Er will treu die Gedanken der Verfasserin wiedergeben und muß um der Deutlichkeit und glatten Lesbarkeit willen doch vieles aussprechen, was mit Worten im Grundtext gar nicht gesagt ist. Er kann nicht nur Worte übertragen, er muß sich in Sei Shônagon selbst so genau hineinversetzen, daß er wagen kann zu behaupten: so etwa würde sie sich ausgedrückt haben, wenn sie Französisch spräche. Das ist es, was er unter der „collaboration de l'interprète avec l'auteur" versteht, und man räumt ihm gern ein, daß er es nach so inniger und jahrelanger Beschäftigung mit dem Texte darin gewiß weiter gebracht haben dürfte als sonst jemand in Europa.

2. Den entscheidenden Eindruck von dem gewissenhaften Bienenfleiße des Verfassers übermittelt aber erst recht sein zweites Buch: Sei Shônagon, son temps et son œuvre. Obwohl selbständig erschienen, ist es doch kein Buch, das für sich allein genossen werden kann, keine zusammenfassende Darstellung vom freien Standort eines überlegenen Betrachters, sondern nur als Beigabe und säuberlich geordneter Sachkommentar zu dem ersten Werk zu verstehen. Nirgends macht der Verfasser den Versuch, sich über seinen Stoff zu erheben. Er führt nichts als Tatsachen an, die der Leser kennen soll, um das Makura no Sôshi und seine Verfasserin richtig zu verstehen. Zu diesen Tatsachen freilich gehört für ihn nicht mehr und nicht weniger als die ganze japanische und chinesische Kulturentwicklung bis ins 10. Jahrhundert. M. a. W. der Verfasser geht in seiner Gewissenhaftigkeit so weit, daß er uns geradezu eine auf das Verständnis der Sei Shônagon zugeschnittene Enzyklopädie des japanologischen und sinologischen Wissens darbietet.

Nach einem Vorwort seines japanologischen Lehrers Michel Revon und Bemerkungen über Transkriptionsfragen, über japanische und chinesische Namen, über Kalender und Zeitein-

eilung im alten Japan bringt der I. Teil alles, was die Zeit von Sei Shônagon in ihren allgemeinen Zügen bestimmt. Erst Überblicke über die Geschichte Japans und Chinas, dann eine ausführliche Darstellung Japans im 10. Jahrhundert. Diese enthält in einem 1. Kapitel eine geographische Übersicht über das damalige Japan, eine Beschreibung der Kaiserstadt Heiankyô, der kaiserlichen Palastanlagen, der Hauseinrichtung und Wohnsitten, der Tempel und ihres Zubehörs, der Männer- und Frauenkleidung nach Stoff, Schnitt und Farbe, der Nahrungsmittel und Speisesitten, alles mit genauer Erklärung der technischen Ausdrücke, die man in den Kopfkissenheften wiederfindet. Schade nur, daß dem Buch nicht auch bildliche Darstellungen beigegeben sind, wie sie die japanischen Kommentare haben. In gleicher Ausführlichkeit behandelt das 2. Kapitel den staatlichen Apparat der Zeit mit seinen Ämtern und Titeln, das 3. das gesamte Religionswesen, das 4. die Kenntnisse, die Literatur, die Künste und Vergnügungen der Heiangesellschaft, das 5. ihre Ideen, Sitten und Gebräuche, das 6. endlich den Tageslauf am kaiserlichen Hof mit den verschiedenen Aufgaben des Palastdienstes, den Beschäftigungen der Hofdamen und Höflinge, den das ganze Jahr hindurch sich ablösenden Festen, Zeremonien und sonstigen Ereignissen.

Ein II. Teil geht noch mehr ins einzelne. Er führt nach einer Übersicht über die maßgebenden Familien und Sippen der Hauptstadt sämtliche Personen, die in den Kopfkissenheften erwähnt sind, mit allen erreichbaren Daten auf, verbreitet sich über die Frage der Herkunft von Sei selbst und unternimmt es nach dem Vorgang japanischer Kommentatoren, in ausführlicher chronologischer Untersuchung die in den Heften verzeichneten Ereignisse zu datieren und damit über das Leben der Verfasserin und die Entstehungszeit ihrer Hefte selbst neues Licht zu gewinnen.

Der III. Teil gibt eine ausführliche Analyse der Kopfkissenhefte selbst, ist darum für den Japanologen von besonderem Interesse. Er behandelt die Sprache der Verfasserin mit ihren Eigentümlichkeiten, ihren Stil mit seinem Reasmus, seiner Delikatesse, seinen Bildern, Wortspielen, Gedichten, Aufzählungen, Beschreibungen, Anekdoten, Betrachtungen, Charakteristiken von Menschen ihrer Umgebung, von denen wiederum die wichtigsten ausführlich erörtert werden. Die 21 eigenen Gedichte der Verfasserin werden einzeln aufgeführt und mit solchen verglichen, die sie von andern zitiert, wobei sich ergibt, daß sie sich selbst nicht über den Durchschnitt ihres Kreises erhebt.

Der IV. Teil endlich ist Sei Shônagon selbst gewidmet, ihren körperlichen und geistigen Eigenschaften, ihrem Privatleben, ihrem Geschmack, ihrer Gedankenwelt, ihrer Religion, besonders ausführlich ihrem Anteil an dem Wissen ihrer Zeit in Geographie, Geschichte, Legenden, heiligen Schriften, japanischer und chinesischer Literatur, endlich der besonderen Art ihres „esprit" und sogar noch den Lücken ihres Wissens. Auch dies alles nie verallgemeinernd, sondern stets in engstem Anschluß an die Belegstellen des Textes. Volle 70 Seiten enthalten nichts als japanische und chinesische Gedichte, die in den Kopfkissenheften ganz oder teilweise zitiert sind, auf die mit einer Bemerkung angespielt ist, oder an die die Verfasserin bei Nennung einer schönen Landschaft gedacht haben mag. Dafür umfaßt dann der Beschluß kaum zwei Seiten. Denn dem Verfasser ist es nicht um noch so geistvolle Allgemeinheiten zu tun, sondern lediglich darum, den Leser so sicher wie möglich zu Sei Shônagon und ihrem Werke selbst hinzuführen. Dieser seiner Führung kann man sich unbedingt anvertrauen und wird ihm für den bedeutenden Beitrag, den er der japanologischen Wissenschaft geleistet hat, aufrichtigen Dank wissen.

Polynesien, Melanesien, Indonesien.

Henning, Dr. Joachim: **Die Frau im öffentlichen Leben in Melanesien.** Leipzig: Jordan & Gramberg, vorm. Verlag der Werkgemeinschaft 1936. (XI, 183 S., 1 Kte.) 8° = Studien zur Völkerkunde, hrsg. v. O. Reche u. H. Plischke, Bd. 12. RM 7 —. Bespr. von W. Nippold, Göttingen.

Die Abhandlung ist, wie in der Einleitung hervorgehoben wird, als der erste Teil einer größer angelegten Untersuchung zu bewerten, deren zweiter Teil die Stellung der Frau im Familienleben behandeln wird und deren drittem Teil es vorbehalten ist, die Stellung der Frau im Rechtsleben zu erörtern. Erst nach Vollendung der gesamten Untersuchung, die bestrebt ist, alle Lebensgebiete zu erfassen, wird ein endgültiges Urteil über die Stellung der Frau im öffentlichen Leben in Melanesien möglich sein. Der vorliegende erste Teil untersucht die Beziehungen der Frau zum kultischen Leben, wobei jedoch die Mädchenweihen vorerst nicht berücksichtigt werden, da sie dem zweiten — noch ausstehenden Teil — zugewiesen sind. Des weiteren befaßt sich die Arbeit mit der Rolle der Frau im geselligen Leben, mit der Arbeitsleistung der Frau sowie mit ihrem politischen Einfluß.

Bei der geographischen Abgrenzung sind sowohl der westlichste Teil Neuguineas als auch die Viti-Inseln im wesentlichen ausgeschieden worden. Es wird jedoch Material

aus beiden Gebieten gelegentlich herangezogen.

Das kultische Leben ist hauptsächlich bestimmt durch die Geheimbünde und Geheimgesellschaften der Männer, die beide einen Hauptwesenszug im Gesellschaftsleben weiter Teile Melanesiens darstellen. Der als durchgängiges Merkmal erkennbare Ausschluß der Frauen und Mädchen von den durch diese geheimen Männerbünde veranstalteten kultischen Festen (Reifefeiern, Wachstums- sowie Erntefesten u. a. m.) ist jedoch keinesfalls absolut und einheitlich. Er zeigt vielmehr Durchbrechungen in sehr verschiedenen Abstufungen: von bloßer Zulassung der Frauen als Zuschauerinnen bis zu wirklich aktiver Teilnahme der Frauen. Am stärksten ist die Mitwirkung der Frauen bei den Toten-, Ernte- und Fruchtbarkeitsfesten. Auffallend ist die große Mannigfaltigkeit der Einzelfälle. Sie erlaubt es nicht, eine für das ganze Gebiet gültige Norm aufzustellen. Sie läßt zugleich die Vielgestaltigkeit der Lebensäußerungen auch bei diesen Kulturen sichtbar werden.

Auf diesem räumlich engbegrenzten Gebiet ist im kultischen Leben ebenso wie im geselligen Leben, das gleichfalls reich an mannigfachen Sonderformen ist, eine Entwicklung deutlich erkennbar, die „vom ursprünglichen Ausschluß der Frau zur Zulassung" und zur aktiven Beteiligung führt.

Die Arbeitsleistung der Frau ist bestimmt durch eine auf geschlechtlicher Grundlage beruhende, natürliche Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau, bei der dem Manne im allgemeinen die schwereren Arbeiten zufallen. Das ist am deutlichsten nachzuweisen bei der Feldarbeit, beim Fischfang und beim Hausbau. Als ausgesprochenes Frauenhandwerk ist allein die Töpferei erkennbar. Daneben gibt es einige handwerkliche Tätigkeiten — wie die Flechterei, die Herstellung von Rindenstoffen und das Tatauieren —, die vorwiegend von Frauen ausgeübt werden.

Die gesellschaftsbildende Kraft der Frauen ist in Melanesien gering. Die vorhandenen Frauengemeinschaften sind ohne Bedeutung für das politische Leben. Das gleiche gilt für die Stellung bevorrechteter Frauen.

Auf allen Lebensgebieten, die in dieser Untersuchung über die Stellung der Frau herangezogen sind, zeigt sich „eine außerordentliche Zahl von selbständigen Sonder- und Einzelentwicklungen". „Diese zeugen für eine Dynamik im Ablauf der Gesellschaftsbildung des untersuchten Gebietes". Der Nachweis einer solchen Dynamik ist deshalb beachtlich, weil dadurch aufs neue gezeigt wird, daß auch primitive Kulturen nicht stagnieren, sondern sich im Fluß einer lebendigen Umbildung befinden, wenn auch das Ausmaß und das Tempo dieser Umbildungen geringer und langsamer erscheinen als bei höher differenzierten Kulturformen, die auf einer breiteren Erfahrungsgrundlage stehen.

Wertvoll ist die Karte des untersuchten Gebietes, die eine schnelle Orientierung ermöglicht. Das umfangreiche Literaturverzeichnis läßt die breite literarische Grundlage der Arbeit erkennen.

Plessen, Baron Viktor von: **Bei den Kopfjägern von Borneo.** Ein Reisetagebuch. Berlin: Schützen Verlag 1936. (158 S., 75 Abb.) 8°. RM 4.80

Bespr. von W. Nippold, Göttingen.

Der Verfasser kann auf einen siebenjährigen Aufenthalt im Malaiischen Archipel zurückblicken, wo er vor allem als Zoologe und Maler gearbeitet hat. Sein Name ist überdies auch weiten Kreisen bekannt geworden durch den Balifilm „Die Insel der Dämonen", der 1930-31 unter seiner Leitung entstand.

Das vorliegende Buch handelt von der letzten Expedition, die den Verfasser in Begleitung seiner Gattin im Jahre 1935 nach dem Inneren von Nordost-Borneo führte. Das Ziel waren völkerkundliche und zoologische Forschungen im Gebiet des oberen Kajan. Das Arbeitsgebiet im Inneren der großen Insel wurde nach einer 600 km langen Bootsfahrt den Kajan aufwärts erreicht. Hier im Inneren Borneos entstand unter v. Plessens Leitung der Film „Die Kopfjäger von Borneo", ein Film von Dajakern und Punans, der „keine Konzessionen auf Kosten der ethnographischen Wahrheit" gemacht hat und gleich dem Balifilm eine wahrheitsgetreue Vorstellung vom Seelenleben primitiver Völker vermitteln soll.

Der in Form eines Tagebuches gehaltene Bericht über diese Expedition bietet weit mehr als eine gut geschriebene, anschauliche Schilderung der Erlebnisse während der langen Bootsfahrten oder über das Urwaldleben der Expedition. Denn das Buch enthält darüber hinaus vorzügliche und ethnographisch wertvolle Angaben über Leben, Sitten und Bräuche vor allem der seßhaften Dajaker, daneben aber auch der nomadisierenden Punans.

Die Berichte vermitteln eine gute Vorstellung von dem reich entfalteten Zauberglauben wie er z. B. bei Geisterbeschwörungen, in Tabuvorschriften mannigfacher Art, in der Krankenheilung, in den beim Bau eines Hauses notwendigen Einweihungsfeiern oder auch bei der Weihe der Zauberfiguren, die der Abwehr von Krankheiten dienen, sich offenbart. Besonder

Tabuvorschriften müssen befolgt werden, um einen guten Ausfall der Ernte zu sichern. Zauberhandlungen besonderer Art sind aber auch erforderlich bei Todesfällen unter besonderen Umständen (etwa bei bestimmten Krankheiten oder beim Tode infolge einer Geburt usw.), um die Überlebenden vor der in solchen Fällen besonders gefährlichen Seele des Verstorbenen zu schützen. Bei den Zauberhandlungen kommt dem Hühneropfer eine große Bedeutung zu. Zu diesen Berichten treten Angaben über das Wirtschaftsleben (Anbau bei den Dajakern, namadisierendes Jägertum bei den Punans) sowie über die Gesellschaftsordnung (Monogamie der Dajaker, Ehescheidung usw.). Es fehlen auch nicht Angaben über den auf die Kultur der Eingeborenen auch hier zersetzend wirkenden Einfluß der christlichen Mission, die in ihrem Glaubens- und Bekehrungseifer nicht erkennt, daß sie das urtümliche Eigenleben der Eingeborenen zerstört und ihnen als Ersatz eine Gedankenwelt bietet, die der Eingeborene niemals wird begreifen können.

Alle diese ethnographisch wertvollen Berichte, die den Hauptinhalt des Buches ausmachen, beweisen eine gute Beobachtung und den geschulten Blick eines mit diesen Kulturen vertrauten Forschers, dem es gelungen ist, das Wesen dieser Naturvölker voll zu erfassen, dem es deshalb auch gelang, ein wahrheitsgetreues Bild ihrer Eigenart zu zeichnen. Eine Fülle ausgezeichneter, anthropologisch wie ethnographisch guter Bilder erhöht die Anschaulichkeit der Darstellung und den Wert des Buches.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( )

Hebrew Union College Annual 11 1936:
1—18 Philipson, Personal Contacts with the Founder of the HUCA. — 19—140 Morgenstern, Amos Studies I (the initial problem; 3, 3—8 + 7, 10—17; the visions; 1, 1—2; die Untersuchung, mit größter Peinlichkeit geführt, geht darauf aus, zu erweisen, daß die ganze prof. Tätigkeit des A. in seiner einmaligen Verkündigung in Bethel bestand; zu dem Zweck „rearrangement of the at present disorganized text" S. 27). — 141—57 Glueck, The bounderies of Edom (ein wertvoller archäologisch unterbauter Abriß der Geschichte der Edomiter und Nabatäer auf Grund der bibl. Traditionen). — 159—91 Blank, Studies in Postexilic Universalisme (the two centuries following 586: der Gegensatz zwischen völkischem Partikularismus und Univers. datiert erst aus der Zeit nach 500; Deut. 20, 10ff. [10—14 aus dem Jahrh. nach 586, 15ff. aus der Zeit des scharfen Gegensatzes gegen die Nachbarvölker]; the oracles against the nations: die Profetien gegen die Fremdvölker in Jes Jer Ez Ob Mal nicht der Ausdruck des jüdischen Hasses wegen deren Verhalten i. J. 586, sondern Spiegelung eines geschichtlichen Ereignisses um 485; the Jacob-Esau-stories: die alte Jakob-Esau-Sage ist in frühnachexilischer Zeit auf die Nationen Juda-Edom bezogen und im Sinne ihrer geschichtlichen Beziehungen umgeformt worden; Israel and Edom at the time of the Exodus: Deut. 2, 4—6 u. Num. 20, 14ff. und verwandte Aussagen über Israel-Edom gehören derselben Zeit feindlicher Haltung der Juden gegen die Nachbarn an. Die These bedarf der ernsten Nachprüfung.) — 193—206 Löw, Ha-'iddāna („heutzutage"; eine gelehrte talmudische Sprachstudie zum Gebrauch des Ausdrucks). — 207—340 Lauterbach, Tashlik, A Studie in Jewish ceremonies (verfolgt die heute wohl nur noch sporadisch aufrechterhaltene Sitte der orationes litorales (Tert. ad nationes 13) von ihrem Ursprung in magisch-sakralen Vorstellungen vom Wasser als Sitz der Gottheit durch die ganze Geschichte der biblischen und nachbiblischen Zeit bis in die Gegenwart). — 341—66 Diesenbruck, Samuel and M. ibn Tibbon on Maimonides' theory of providence (nach dem Msc. Oxford Poc. 280 B, vgl. Neubauer, Cat. 2218 t, u). — 367—89 Engländer, Grammatical elements and terminology in Rashis Biblical Commentaries I (vgl. HUCA X 399ff.). — 391—424 Bettan, The sermons of Jacob Anatoli, 1194—1256). — 425f. Mann, A final word to Krauß' „Nachbemerkung" in X 307f. (bezieht sich auf Mann's Texts and Studies in Jewish History and Literature). — 427—501 Marx, Gershom Soncino's Wanderyears in Italy, 1498—1527 (die Einleitung zu dem noch ungedruckten Buche des Verf. „The history and annals of Hebrew printing in sixteenth century Italy"). — 503—67 Cronbach, The Me'il Ṣedakah (Verf. ist der dajjan Elijah Ha-Kohen b. Solomon Abraham, † 1729; ed. Princ. Smyrna 1731). — 569—92 Idelsohn, Traditional songs of the German Jews in Italy, mit Noten). — 593—646 Cohon, Authority in Judaisme (sie ist begründet in der Offenbarung der Tora und in der Tradition; Offenbarung ist generalis und specialis, ihre Träger sind Propheten und Priester; letzteren zur Seite treten seit Esra die ḥakhme Jisrael). — 647—49 Wilenski, R. Moše Al-Roti (ein Grammatiker, der wohl im Anfang des 13. Jahrh. blühte, selten erwähnt). W. Staerk.

The Journal of the Bihar and Orissa Research Society 22 1936:
2 59—69 K. P. Jayaswal, On some Hindu Coins of prechristian Centuries (mit 4 Tafeln). — 70—76 Ders., New Coins of Nāga-Vākātaka Period (gegen die Kritik von Sir R. Burn in Annual Bibliography of Indian Archæology for the year 1933 p. 10—11, mit 1 Tafel). — 77—8 Durga Prasad, Nava Nāga in early Indian Coins (ebenfalls gegen Burn). — 79—80 K. P. Jayaswal, Rājgīr (Maniār Maṭh) Stone Image Inscription (Characters early Kushan, mit 1 Tafel). — 81—95 Ders., An unrecorded Muhammadan Invasion of Nepal (1 Tafel). — 96—107 K. K. Basu, An Account of Firoz Shāh Tughluq (Fortsetzung aus Heft 1). — 108—10 K. P. Jayaswal, Nepal Chronicles on the Caste of the Guptas. — 111—5 Bhabatosh Bhattacharya, The Place of Agastya-saṃhitā in Dharmaśāstra Literature. — 116—21 *Nagendra Nath Ghosh, An early History of Kauśāmbī (A. Banerji-Sastri). — 122—42 *T. R. Chintamani, 1. The Uṇādisūtras with the Vṛtti of Śvetavanavāsin, 2. with the Prakriyāsarvasva of Nārāyaṇa, 3. the Uṇādisūtras of Bhoja with the Vṛtti of Daṇḍanātha Nārāyaṇa and the Uṇādisūtras of the Kātantra School with the Vṛtti of Durgasiṃha (Tarapada Chaudhuri).

3 157—264 K. P. Jayaswal, Chronology and History of Nepal, 600 B. C. to 880 A. D. (The date and era of Aṃśuvarman — Constitutional position of Aṃśuvarman — Confusion in the chronological order of vaṃśāvalī explained — Mānadeva I. — Lichchavi kings — Data of the Mañjuśrī history on Nepal — The Gupta dynasties of Nepal — Coinage — Dynastic revolution on the death of Aṃśuvarman — Architecture, epigraphy, and constitution — Thakuris after Jayadeva II. — Pāla connection with Nepal — Early dynasties of Nepal: Nimisha dynasty 205 A. D. to 350 A. D., Kirāta dynasty 590 B. C. to 110 A. D. — Retrospect.) — 265—74 K. K. Basu, An Account of Firoz Shāh Tughluq (Forts.). — 275—82 Dasharatha Sharma, Professor Winternitz on the Kaumudīmahotsava (Gegen W.s Kritik an Jayaswal in seinem Aufsatz „Historical Dramas in Indian Literature" im Krishnaswami Aiyangar Commemoration Volume). — *R. Shamasastry, Vedāṅga Jyautisha (A. Banerji-Sastri).

4 293—307 P. C. Chaudhuri, The Cult of Tārā and an Image from Pārbatī (district of Gaya). — 308—20 H. Heras, Two proto-indian Inscriptions from Chāñhu Dāro (Die Siegel sind gefunden östlich vom Indus im Nawābsāh District, ähneln denen von Mohenjo Daro, doch ohne Tiere. Verf. verweist auf Majumdar, Explorations in Sind, Memoirs of the A. S. of I., no. 48, p. 35f. und liest beide Inschriften nach einer Methode, für die er auf seinen Aufsatz „Light on the Mohenjo Daro Riddle" The New Review III, 1—16 verweist). — Bes. Pagin. K. P. Jayaswal (ed.), The Rājanītiratnākara by Chaṇḍeśvara (14. Jahrh.) 1—41 Introduction und Upodghātaḥ, 1—77 Text.

23 1937

1 1—57 Rāhula Sāṅkṛityāyana, Sanskrit Palmleaf Mss. in Tibet [continued from vol. XXI, 1) with 6 Plates and a Table of Figures]. (Reisebericht. Katalog mit 151 Nummern, darunter Namen wie Dharmakīrti, Śāntideva, Mātṛceta, Nāgārjuna, Candragomī, Vācaspatimiśra, Guṇaprabha, Kamalaśīla, Sarvajñamitra, Asaṅga, Diṅnāga, Vasubandhu. Verzeichnis von 55 photographierten oder kopierten Mss.) — 58—81 C. C. Sinha, Hindu Conception of moral Science (Tabellenartige Zusammenstellung nach Sanskritwerken.) — 82—96 S. M. Katre, Sanskrit *kṣ* in Pāli. — 97—112 K. K. Basu, An account of Firoz Shāh Tughluq (vgl. XXII, 3). — 113—7 A. Banerji-Sastri, Date of Kanishka vindicated. — 118—27 Sarat Chandra Mitra, Notes on the Cult of the Godling Nāga in South Bihar and on rain-compelling Rite connected therewith. — 128—9 K. P. Jayaswal, Branding Seals of second Century A. D. — 130—2 Ders., Jaina Image of Maurya Period (5 Tafeln). — 133—7 Vasudeva S. Agrawala, Identification of Nāgadvīpa. — 138—42 Bhabatosh Bhattacharya, The Śuddhiratnākara: an unpublished Smṛti Manuscript of Mithilā. — 143—7 Sarat Chandra Mitra, A Note on the Vestiges of Totemism among the Binds of Bihar. — 148—9 K. P. Jayaswal, Numismatic Notes. — 150—2 *B. G. Bhatnagar, Municipal Administration and Finance in pre-british Days (A. Banerji-Sastri). *Kalikinkar Datta, Studies in the History of the Bengal Subah 1740—70, vol. I: social-economic. (Ders.).

2 175—231 Sri Ram Sharma, The Organization of public Services during the Mughal Period, 1526 to 1707 (besonders finanzielle Fragen betreffend). — 232—60 Manilal Patel, The Gāthās of Zarathuśtra: Yasna Hā 29 (Text, Übersetzung, Noten). — 261—8 A. Banerji-Sastri, The *aya* Months (Über das Wort *ayasa* in zwei Inschriften. Kritik der Deutung von Konow. Das Wort wird gleich *ārya* gesetzt und als „kultisch bedeutsam" verstanden.) — *The Mahābhārata, fasc. 8, Virāṭaparvan, ed. Raghu Vira (A. Banerji-Sastri). O. S.

The Journal of Egyptian Archaeology 21 1935

2 129—35 mit pl. VIII—XII J. D. S. Pendlebury, Preliminary report on the excavations at Tell el-Amarnah, 1934—1935 (Grabung der Egypt Exploration Society, Palast mit Garten; Königsgrab zeichnerisch aufgenommen). — 136—9 H. W. Fairman, Topographical notes on the Central City, Tell el-Amarnah (Namen von Stadt, Tempel und weltlichen Gebäuden). — 140—6 mit pl. XIII—XV Alan H. Gardiner, A lawsuit arising from the purchase of two slaves (Papyrus aus dem Grab des Surere in Theben, Kairo 65739, Zeit Ramses II. ?). — 147—51 mit pl. XVII—XIX Dows Dunham, Four New Kingdom monuments in the Museum of Fine Arts, Boston (Stelen, Kapellenwand und Hockerstatue). — 152—70 G. A. Wainwright, Some celestial associations of Min (Fruchtbarkeitsgott Min Beziehung zu griechischen Himmelsgöttern, der weiße Stier). — 171—6 Alan W. Shorter, Notes on some funerary amulets (Herz-Skarabäus, Zwei Finger, Name des Verstorbenen, Schlangenkopf, Halskragen mit Falkenkopf, Fliegender Geier). — 177—90 R. O. Faulkner, The verb 'j „to say" and its developments (zu dem Verbum oder bei Sethe in ÄZ. 64, 1929, 3). — 191—8 mit pl. XX—XXIII L. P. Kirwan, The Oxford University Excavations in Nubia, 1934—1935 (Grabung in Firka 100 Meilen südlich von Wadi Halfa auf dem Ostufer, Friedhof des 5.—6. Jh. nach dem Eindringen des Christentums.) — 199—209 mit pl. XXIV—XXV C. H. Roberts, The Antinoë fragment of Juvenal (Pergament mit lateinischem Text von etwa 500 n. Chr.). — 210—6 mit pl. XXVI J. G. Milne Report on coins found at Tebtunis in 1900 (Grabung Grenfell und Hunt, ptolemäische und römische Zeit). — 217—8 mit pl. XXVII H. J. M. Milne An Easter-tide fragment on papyrus (British Museum Nr. 2906 aus Hermopolis, 6.—7. Jh., mit griechischem Text, auf Ostern bezüglich). — 219—23 Alan H. Gardiner, Piankhi's instructions to his army (neue Erklärung der Pianchi-Inschrift Zeile 9—12). — 224—47 mit pl. XXVIII T. C. Skeat and E. P. Wegener, A trial before the prefect of Egypt Appius Sabinus c. 250 A. D. (British Museum Pap. 2565 aus dem Fajjûm, Protokoll mit Wiedergabe der einzelnen Äußerungen während der Verhandlung). — 248—53 Notes and News. — 254—68 Notices of recent publications.

22 1936:

1 1—2 mit pl. I W. D. van Wijngaarden, Objects of Tut'ankhamūn in the Rijksmuseum of antiquities at Leiden (kohl-tube, throwstick, finger-rings, all faience). — 3—6 mit pl. II—III F. A. Bannister and H. J. Plenderleith, Physico-chemical examination of a scarab of Tuthmosis IV bearing the name of the god Aten (Der Skarabäus, den Schäfer in OLZ 1931, 788 für falsch erklärt hatte, ist echt nach der mikroskopischen und spektrographischen Untersuchung und Photographie mit Röntgenstrahlen). — 7—19 E. G. Turner, Egypt and the Roman Empire the ΔΕΚΑΠΡΩΤΟΙ (liturgical officers, im ganzen Römischen Reiche bekannt). — 20—34 F. W. Walbank, The accession of Ptolemy Epiphanes: a problem in chronology (zeitliche Festlegung der Ereignisse 210—193 v. Chr.). — 35—44 A. M. Blackman Some notes on the story of Sinuhe and other Egyp-

tian texts (Bemerkungen zu 32 einzelnen Stellen). — 45—6 G. A. Wainwright, Orion and the Great Star (Der „Große Stern" ist Sirius). — 47—50 mit pl. IV W. B. Kennedy Shaw, Two burials from the South Libyan Desert (Hockergräber mit Tongefäß und Halskette, ähnlich vorgeschichtlichen Funden in Ägypten). — 51—4 Charles F. Nims, The demotic group for "small cattle" (tp n j'wt bzw. 'wt als Vorgänger von ϯϐⲛⲏ. — 55—99 Bibliography: Graeco-Roman Egypt, Papyrology (1935). — 100—2 Notes and News. — 103—14 Notices of recent publications.

2 115—20 Neville Langton, Notes on some small Egyptian figures of cats, with pl. V—VII (Typen untersucht an Beispielen seiner eigenen Sammlung aus Fayence und Bronze). — 121—40 R. O. Faulkner, The Bremner-Rhind papyrus — I (Übersetzung und Kommentar von Brit. Mus. Pap. 10188: The songs of Isis and Nephthys). — 141—64 A. Lucas, Glazed ware in Egypt, India, and Mesopotamia (glasierter Steatit, Fayence in verschiedenen Farben, glasierter Quarz, Zusammensetzung und Herstellung der Glasur). — 165—8 Alan W. Shorter, A magical ostracon, with pl. VIII, IX (Dyn. XIX—XX, wahrscheinlich aus Der el-Medinah, im Besitz von Mr. E. Armytage, hieratisch, zwei Zaubersprüche „einen Mann zu schlagen" mit Anrufungen an Götter). — 169—93 J. Capart, A. H. Gardiner, and B. van de Walle, New light on the Ramesside tomb-robberies, with pl. X—XVI (Zusammensetzung von Pap. Leopold II. in Brüssel und Pap. Amherst mit Photo, Umschreibung, Übersetzung und Kommentar). — 194—8 J. D. S. Pendlebury, Summary report on the excavations at Tell el-Amarnah, 1935—1936, with pl. XVII—XX (Königspalast; Kleinfunde aus Bildhauerwerkstatt; eingelegte Teile eines Reliefs; Relief mit naturalistischen Pflanzen). — 199—211 L. P. Kirwan, Preliminary report of the Oxford University excavations at Kawa, 1935—1936, with pl. XXI—XXIII (große Stadtruine bei New Dongola namens Gematen mit mehreren Tempeln; Grabung von Griffith begonnen; Bäume in ummauerten Gruben; Tempel des Taharka; Granitstatue; silberner Kopfschmuck eines Widders; bronzener Kegel mit nubischen Hieroglyphen). — 212—5 Notes and News. — *H. E. Winlock, The treasure of El Lahun (Guy Brunton, mit Nachträgen des Finders).

23 1937:

1 1—6 with pl. I—III Philippus Miller, A family stela in the University Museum, Philadelphia (des Sisopdu-Iyenhab aus Abydos, Dyn. XII, mit gespaltenen Schriftzeilen, mit Angabe des Bildhauers). — 7—9 Kurt Pflüger, The Art of the third and fifth dynasties (sind beide unterägyptisch im Gegensatz zu dem oberägyptischen Ursprung der Kunst der IV. Dynastie). — 10—6 R. O. Faulkner, The Bremner-Rhind Papyrus — II (The "Colophon", The ritual of bringing in Sokar, mit Übersetzung und Kommentar). — 17—26 with pl. IV—VII W. Stevenson Smith, The paintings of the chapel of Atet at Medum (Mastaba der Gattin des Nefermaat, Rekonstruktion der Wände mit gemalten Bildern, dabei die berühmten Gänse). — 27—33 A. Lucas, Notes on myrrh and stacte (Baumharze, ihr Ursprung und ihre Verwendung). — 33—8 with pl. VIII—X Alan W. Shorter, The papyrus of Khnememhab in University College, London (Totenbuch aus Sedment, Dyn. XIX, unter Einfluß der Theologie von Memphis). — 39—56 A. S. Hemmy, An analysis of the Petrie Collection of Egyptian weights (Gewichte vom Alten Reich bis zur römischen Zeit, nach Schwere und Häufigkeit gegliedert, mit Tabellen). — 57—9 Jaroslav Černý, The gender of tens and hundreds in late Egyptian (Zehner männlich, Hunderter weiblich). — 60—2 Jaroslav Černý, Two puzzles of Ramesside hieratic (zwei Wörter für Brote). — 63—75 Naphtali Lewis, Μερισμὸς ἀνακεχωρηκότων: an aspect of the Roman oppression in Egypt (Steuer, auf griechischen Ostraca aus Theben und Elephantine-Syene). — 76—80 Philip H. de Lacy, An Oxyrhynchus document acknowledging repayment of a loan (Papyrus Princeton 7741, griechische Bestätigung der Rückzahlung von 72 Drachmen). — 81—2 W. E. Crum, Adolf Erman, 1854—1937 (Leben, Werke, Bedeutung). — 83—109 Bibliography: Graeco-Roman Egypt, Part I: Papyrology (1936); Part II: Greek inscriptions (1935—1936). — 110—6 De Lacy O'Leary, Bibliography: Christian Egypt (1936). — 117—24 Notes and News. — 125—41 Notices on recent publications. — 142—4 List of abbreviations used in references to periodicals, etc. (empfehlenswert für allgemeine Verständigung über die Fassung von Zitaten). Roeder.

The Journal of Hellenic Studies 55 1935:

1 56—66 M. Rostovtzeff, Πρόγονοι (Organisation des Herrscherkultes im Seleukidenreich). — 71—8 W. H. Buckler, Documents from Phrygia and Cyprus. 2 172—223 Tod, The Progress of Greek Epigraphy 1933—34 (176ff. Herkunft des griechischen Alphabets, 216ff. Inschriften aus Syrien und Palästina). — 232—5 A. Roes, New light on the Grylli. (Das Motiv des verbundenen Tier- und Menschenkopfes stammt wohl aus Persien.) W. K.

The Journal of the Palestine Oriental Society 14 1934:

1 u. 2 1—41 Karl Budde, Zu Text und Auslegung des Buches Hosea (Interpretation von Hosea 5_1—6_6, welche 5_{1-7}; $_{8-10}$; $_{11}$—6_6 als drei Einheiten zu erweisen sucht). — 42—51 Millar Burrows, From Pillar to Post (warnt vor übereilter Deutung der Funde und nimmt, Wahrscheinlichkeitsgrade unterscheidend, die Pfeiler von Geser, die Stelen von Sichem, die gerundeten Steine von tell-en-Nasbe und Beth-Šemeš und die Steine von Beth-Šean als Masseben in Anspruch). — 52—5 J. Nasrallah, Nouvelles additions à la liste des stations préhistoriques de Palestine et Transjordanie. — 56—8 M. Avi-Yonah, Territorial boundaries in North-western Galilee (die Grenze folgt in byzantinischer Zeit vom Meer aus dem Wadi el-Karn und verläuft etwa von ch. zuweinīta ab in einem Bogen südlich des Wadi). — 59—92 T. Canaan, Modern Palestinian beliefs and practices relating to God (bietet eine Fülle von Materialien zur Kenntnis primitiver religiöser Vorstellungen und Bräuche im heutigen Palästina). — 93—5 J. Braslavski, Ein unbekanntes Denkmal in Edom? — 96—100 B. Maisler, Der Distrikt Śrq in den samaritanischen Ostraka. — 101—40 W. F. Albright, The north-canaanite poems of Al'êyân Ba'al and the "gracious gods" (bietet nach grammatischen Ausführungen Umschrift und mit erklärenden Noten versehene Übersetzung der Syria XIII, 113—163 und XIV, 128—151 veröffentlichten Ras-Schamra-Texte). — 141—6 S. D. F. Goitein, Eine altsüdarabische Chrestomathie (Besprechung von K. Conti Rossini, Chrestomathia Arabica Meridionalis Epigraphica, Rom 1921 mit zahlreichen Bemerkungen zu deren Glossar). — 147—51 * G. Dalman, Arbeit und Sitte in Palästina, Vol. I, 1 u. 2, II (T. Canaan). — 152—6 * A. M. Blackman, C. J. Gadd usw., Myth and Ritual. Essays on the Myth and Ritual of the Hebrews in Relation to the Culture Pattern of the Ancient East (W. F. Albright). —

157—8 * Asad Gibrail Rustum, Materials for a Corpus of Arabic Documents relating to the History under Mehemet Ali Pasha (T. Canaan). — 158—60 * Adolf Schulten, Masada. Die Burg des Herodes und die römischen Lager usw. (F. M. Abel). — 162—3 * W. Baumgartner, Israelitische und altorientalische Weisheit (A. Barrois).

3 165—8 St. H. Stephan, 'Halànj' = Red Cherry-Wood? — 169—77. H. Danby, Presidential Address (Bedeutung der Mischna für die Palästinaforschung und die Schwierigkeiten ihrer Verwendung). — 178—84 E. L. Sukenik, Paralipomena Palaestinensia I The oldest coins of Judaea, II Stamped jar-handles of the post-exilic age (mit 2 Abbildungen im Text und 3 Tafeln; die auf Münzen und Krughenkeln sich findende angebliche Legende jhw ist zu lesen jehūd). — 185—93 E. Sellin, Efod und Terafim (T. = Gottesbild, E. = Gottesgewand mit Orakeltasche). — 194—229 S. Yeivin, A new Egyptian source for the history of Palestine and Syria (behandelt den Ä Z 69, 1 S. 24—39 gebotenen Text der Stele Thutmoses' III. von Gebel Barkal). — 230—1 Alfons M. Schneider, Die Kathismakirche auf Chirbet abu brēk (mit 1 Tafel). — 232—6 * H. Danby, The Mishnah, translated from the Hebrew (T. Canaan).

4 237—42 R. Neuville, Le R. P. Alexis Mallon (Nachruf mit Angabe der Hauptwerke). — H. L. Ginsberg and B. Maisler, Semitised Ḫurrians in Syria and Palestine (eine große Zahl von Namen aus Gen. 36_{20}ff. und I. Chron. 2_{50}ff. werden als Ḫurri-Namen gedeutet). — 268—83 Dom Hugh Benevot, The Armenian text of Maccabees (Stellt bedeutsame Übereinstimmungen mit dem altlateinischen Text fest und betont den textkritischen Wert der armenischen Übersetzung). — 284—93 Charles D. Matthews, The kitāb bā'iṭu-n-nufūs of Ibnu-l-Firkāḥ (Vorbemerkungen der Textedition, betreffend den Autor, seinen Einfluß und die handschriftliche Überlieferung dieses „Pilgerhandbuches"). — 294—300 O. Eißfeldt, Die Wanderung palästinischer Götter nach Ost und West im zweiten vorchristlichen Jahrtausend (behandelt namentlich Zeus Atabyrios, Ba'al Lebānōn, Ba'al Ṣaphon, Jao). — 301—4 * S. D. F. Goitein, Jemenica. Sprichwörter und Redensarten aus Zentral-Jemen mit zahlreichen Sach- und Worterläuterungen (T. Canaan). — 304—5 * H. Schmidt, Der heilige Fels (J. Pohl). — 305—9 * Sa'īd 'Abbūd, 5000 arabische Sprichwörter aus Palästina (St. H. Stephan). — 309—11 * Jesaias Press, Neues Palästina-Handbuch (St. H. Stephan). — 312 * Joh. Friedrich, Ras Schamra (W. F. Albright).

15 1935:

1—2 1—6 H. Waddington, A note on four Turkish Renaissance Buildings in Ramleh (mit 3 Tafeln). — 7—11 F. M. Abel, Note sur Subaïta. — 11—3 A. Jirku, Der Juda-Spruch Genesis 49_{18}ff. und die Texte von Ras Šamra. — 14—28 M. Narkis, The Snuff-Showel as a Jewish symbol (mit 42 Abbildungen). — 29—34 Cyrus H. Gordon, A new akkadian parallel to Deuteronomy 25_{11-12} (Text No. 43 bei Chiera, Harvard Semitic Series V 1929.) — 35—50 Martin Noth, Zur historischen Geographie Südjudäas. 1. das Land Gosen (wird im Osten des Striches zwischen dem eigentlichen Gebirge und dem eigentlichen Negeb angesetzt); 2. die Stadt Kirjath-Sepher = Debir (= Chirbet ṭarrāme etwa 8 km südwestlich von Hebron.) — 51—87 Charles D. Matthews, The „kitāb bā'iṭu-n-nufūs" of Ibnu-l-Firkāḥ (Edition des Textes). — 89—97 M. Schwabe, Eine griechische Inschrift aus Sepphoris. — 98—100 S. Yeivin, Note on the Duweir Ewer (mit einer Tafelabbildung). — 101—80. E. L. Sukenik, The ancient synagogue of el-Ḥammeh (mit 35 Abbildungen im Text und 23 Tafeln, Bericht über die vom 31. Oktober bis 15. November 1932 durchgeführte Grabung und ihre Funde, von denen die Mosaiken und die Inschriften besonders zu erwähnen sind. Im Anhang kurze Bemerkungen über die Synagogen in Umm el-Kanātir, Chirbet Kānef, er-Rafīd). — 181—4 H. L. Ginsberg and B. Maisler, The Ewirižar letter, a reply . — 185—90 * F. M. Abel, Géographie de la Palestine, tome I: Géographie physique et historique (W. F. Albright, anerkennende Besprechung mit Mitteilung einzelner ergänzender und berichtigender Beobachtungen und Bemerkungen).

3 u. 4 193—234 W. F. Albright, Presidential address: Palestine in the Earliest Historical period (bemüht sich um die chronologische Fixierung der palästinischen Fundschichten und ihre Zusammenhänge mit den Kulturperioden Vorderasiens und Ägyptens). — 235—79 T. Canaan, The curse in Palestinian folklore (bringt reiches Material über Form und Inhalt der Flüche, über Subjekt und Objekt des Fluches, über Abwehrmöglichkeiten des Fluches usw.). — 280—93 Joshua Starr, Byzantine Jewry on the eve of the Arab conquest (behandelt die Nachrichten über die Zeit von 565—638). — 294—324 A. Alt, Beiträge zur historischen Geographie und Topographie des Negeb, III: Saruhen, Ziklag, Horma, Gerar (Saruhen = tell el-fāre', Ziklag = tell el chuwēlfe, Horma = tell es-seba', Gerar = tell esch-scherīa'). — 324—6 F. M. Abel, Le castrum Feniculi (= Chirbet eš-Šōmarija 3½ km nordöstlich von Cäsarea). — 326—33 H. L. Ginsberg, The victory of the land-god over the sea-god (Umschrift und Übersetzung des Textes Syria XVI pp. 29—45). — 334—40 W. F. Albright, some suggestions for the decipherment of the Proto-Sinaitic inscriptions (dringt auf Berücksichtigung der sprachlichen Tatbestände, welche die ältesten Inschriften auf dem Boden Palästinas zeigen). — 340—43 E. L. Sukenik, More about the oldest coins of Judaea (bringt ein weiteres Beispiel einer Münze mit Legende jehūd und sucht talmudische Erinnerung an vorhasmonäische Münzprägung nachzuweisen). — 344 * O. Eißfeldt, Molk als Opferbegriff im Punischen und Hebräischen und das Ende des Gottes Moloch (W. F. Albright). — 344—5 * J. Hempel, Althebräische Literatur und ihr hellenistisch-jüdisches Nachleben (W. F. Stinespring). — 346—7 * Robert M. Engberg and Geoffrey M. Shipton, notes on the Chalcolithic and Early Bronze Age pottery of Megiddo (F. M. Abel). — 347 * Alphons M. Schneider, Die Brotvermehrungskirche von et-ṭâbġa am Genesarethsee und ihre Mosaiken (Helen Rosenau). — 348 * G. Dalman, Arbeit und Sitte in Palästina, Bd. III: Von der Ernte zum Mehl (T. Canaan). — 349—50 * Aapeli Saarisalo, New Kirkuk documents relating to the Slaves (Cyrus Gordon). J. Begrich.

The Iran League Quarterly 6 1936:

2 89—100 J. C. Tavadia, Some Thoughts on a Complete Thesaurus of the Shah-Nama Vocables (Anlaß zu dem Artikel gibt das Erscheinen von Fritz Wolffs Glossar zu Firdosis Schah-Name, dessen Bedeutung auch für die Bestrebungen zur Reinigung der iranischen Sprache von arabischen Ausdrücken hervorgehoben wird). E. W.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs Verlag, Leipzig C 1, Scherlstr. 2. — Druck von August Pries, GmbH. in Leipzig.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Richard Hartmann, Berlin.